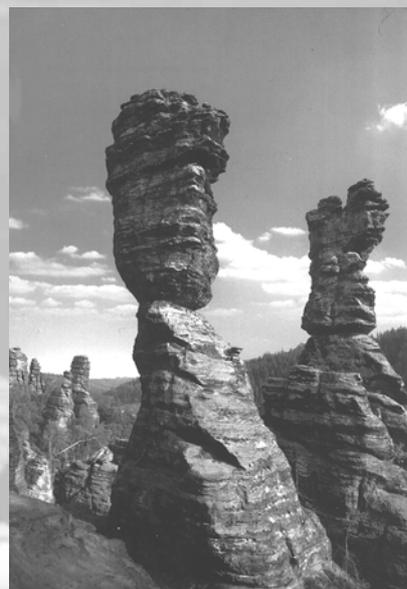




# Kurshandbuch Natur- und Kulturinterpretation



**Ich interpretiere die Felsen,**  
erlerne die Sprache der Flut,  
des Sturms und der Lawinen.  
Ich mache mich mit den Gletschern  
und den wilden Gärten vertraut  
und komme dem Herzen der Welt  
so nah wie ich nur kann.

John Muir, 1871



Thorsten Ludwig

# Kurshandbuch Natur- und Kulturinterpretation

Gicom Buchdruck  
Borgentreich 2008

**interpretation**

Training · Planung · Beratung



Bildungswerk interpretation  
Am Rasen 23  
D-37214 Werleshausen  
Tel./Fax +49-(0)5542/5058-73  
[www.interp.de](http://www.interp.de)

## Über dieses Handbuch

Das Kurshandbuch Natur- und Kulturinterpretation ist 2002 im Zuge der Entwicklung des Grundkurses Natur- und Kulturinterpretation durch das Bildungswerk interpretation erarbeitet worden. Die Inhalte haben sich ursprünglich eng an die Ausbildungsordnung für Interpretationsranger im US National Park Service angelehnt. Sie wurden 2003 anlässlich der Planung des Kurses „Basic Interpretive Skills – Grundlagen der Interpretation“ im Rahmen des EU-Projektes TOPAS (Training of Protected Area Staff) auf europäische und 2004 im Rahmen eines Modellkurses der Internationalen Naturschutzakademie Insel Vilm im Auftrag des Bundesamtes für Naturschutz und von EUROPARC Deutschland auf deutsche Verhältnisse abgestimmt. In diesem Zusammenhang wurden auch einige Texte zu Kommunikation (S. 13 bis 20) und Konfliktlösung (S. 66 bis 70) mit aufgenommen.

Seit 2005 ist das Kurshandbuch die Ausbildungsgrundlage für den Lehrgang „Zertifizierte/r Natur- und Kulturinterpret/in“ (EUROPARC-Zertifikat). Es wird jährlich fortgeschrieben, und die jeweils aktuelle Version kann unter [www.interp.de](http://www.interp.de) kostenlos herunter geladen werden.

## Über den Verfasser

Thorsten Ludwig, Jg. 1963, geboren in Frankfurt am Main, studierte Archäologie an der Goethe-Universität Frankfurt und an der Philipps-Universität Marburg und veranstaltete darauf aufbauend eine Reihe von historischen Erlebnisprogrammen und wildnisbezogenen Outdoortrainings.

Über die Nationalparkidee lernte er Anfang der neunziger Jahre das Konzept der Natur- und Kulturinterpretation kennen. Auf einer neunmonatigen Studienreise durch die USA besuchte er mehr als 100 Einrichtungen, die nach diesem Konzept arbeiten. Er nahm an Kursen mit Sam Ham, Steve Van Matre und Joseph Cornell teil und brachte deren Inhalte mit seinen eigenen Erfahrungen - etwa bei der Gestaltung von Interpretationstauchgängen im Nationalpark Ras Mohamed (Ägypten) - in Einklang. Sein Trainerzertifikat erwarb er 1999 bei der National Association for Interpretation (USA).

Nach dem Fall der Mauer lebte und arbeitete Thorsten Ludwig zehn Jahre lang in Ostdeutschland. Dort baute er u. a. den Bildungsbereich für den Nationalpark Sächsische Schweiz auf. Für den WWF war er an der Erstellung des Konzepts „Umweltbildung in Großschutzgebieten“ und für die EU im Rahmen des Projektes TOPAS an der Erarbeitung von Ausbildungsstandards für Interpretation in europäischen Natur- und Nationalparks beteiligt. Die Ausbildung im Fortbildungslehrgang Geprüfte/r Natur- und Landschaftspfleger/in gestaltete er über mehrere Jahre aktiv mit. Viele der in diesem Handbuch aufgeführten Praxisbeispiele gehen auf diese Erfahrungen zurück.

1993 gründete Thorsten Ludwig das Bildungswerk interpretation, das seither auf den Feldern Training, Planung und Beratung tätig ist. Thorsten Ludwig ist Mitglied im Europäischen Netzwerk für Natur- und Kulturinterpretation, seit 2003 im geschäftsführenden Vorstand der Bundesarbeitsgemeinschaft Natur- und Umweltbildung (ANU) und seit 2005 in der BANU-Lenkungsgruppe Zertifizierte/r Natur- und Landschaftsführer/in.



# Inhaltsübersicht

## Infotexte

- 9 Die Wegbereiter der Natur- und Kulturinterpretation
- 10 Frühe Ansätze der Naturinterpretation in Deutschland
- 11 Naturinterpretation und die Bedeutung ihrer wilden Wurzeln
- 12 Kulturinterpretation – Geschichte erlebbar machen
- 13 Die persönliche Wahrnehmung
- 14 Mit Gefühl und Verstand
- 15 Hierarchie der menschlichen Bedürfnisse
- 16 Werte und Wertequadrate
- 17 Grundfragen der Motivation
- 18 Sach- und Beziehungsebene
- 19 Das Nachrichtenquadrat
- 20 Themenzentrierte Interaktion
- 21 Das Interpretationsdreieck und die vier Asse der Interpretation
- 22 Zur Bedeutung der Phänomene
- 23 Zur Bedeutung des Dialogs mit den BesucherInnen
- 24 Zur Bedeutung unserer eigenen Rolle
- 25 Zur Bedeutung der Leitidee
- 26 Interpretationsfelder und Interpretationspotentiale
- 27 Abläufe bildhaft planen und erinnern
- 28 Zum Einsatz von Hilfsmitteln
- 29 Über die Leitidee zur Kurzinterpretation
- 30 Über die Themenlinie zum Interpretationsgang
- 31 Die freie Interpretation im Themenkreis
- 32 Die Rolleninterpretation als personale Sonderform
- 33 Betreuung von Geländepunkten und Infoständen
- 34 Zur Gestaltung von Interpretationsgängen
- 35 Zum Einsatz von Tafeln
- 36 Zur Verwendung von Gestaltungsrastern
- 37 Zur Organisation von Informationen auf Tafeln
- 38 Erarbeiten von Texten für Interpretationstafeln
- 39 Schrifttypen – Schriftgrößen – Schriftfarben
- 40 Zur Wahrnehmung von Bildelementen
- 41 Annäherung an Bildelemente über visuelle Merkmale
- 42 Über die Auswahl von Farben
- 43 Gedanken zum Gestalten von Interpretationstafeln
- 44 Zur Materialauswahl bei Tafeln und Tafelträgern
- 45 Tafelstandorte und Tafelstände
- 46 Zur Rolle von Aktionselementen
- 47 Was macht einen Interpretationspfad aus?
- 48 Die Struktur eines Interpretationspfades
- 49 Zur Planung eines Interpretationspfades

- 50 Interpretationspfad oder Interpretationsraum?
- 51 Planung eines Interpretationszentrums
- 52 Aufbau von Ausstellungen
- 53 Kinder als Zielgruppe der personalen Interpretation
- 54 Zusatzelemente der personalen Interpretation für Kinder
- 55 Standardprogramme für Schulklassen (1. bis 6. Schuljahr)
- 56 Das „schwierige Alter“ (12 bis 14 Jahre)
- 57 Vorzüge und Nachteile von Standardprogrammen
- 58 Einsatz von Saisonkräften in Standardprogrammen
- 59 Aus- und Fortbildung von Saisonkräften
- 60 Die Entstehung des Konzepts der Barrierefreiheit
- 61 Barrierefreiheit in der Natur- und Kulturinterpretation
- 62 Gesetze und Zahlen zur Barrierefreiheit in Deutschland
- 63 Gestaltungsvorgaben für gehbehinderte Menschen
- 64 Menschen mit beeinträchtigtem Sehvermögen
- 65 Menschen mit Hörschädigungen
- 66 Was ist ein Konflikt?
- 67 Der Teufelskreis
- 68 Aktives Zuhören
- 69 Lösen von Konflikten
- 70 Konfliktlösungen in Rollenspielen üben
- 71 Interpretation und Bildung für nachhaltige Entwicklung

### **Arbeitsblätter**

- 74 Wir erarbeiten eine Kurzinterpretation
- 76 Wir erarbeiten einen Interpretationsgang
- 77 Wir begleiten einen Interpretationsgang
- 78 Wir bereiten eine freie Interpretation vor
- 79 Wir erarbeiten einen Tafeltext
- 80 Wir entwerfen einen Interpretationspfad
- 81 Wir planen die Gestaltung eines Interpretationszentrums
- 82 Wir entwickeln ein Tagesprogramm für eine Schulklasse

### **Hausarbeiten**

- 84 Eigenständige Erarbeitung eines Interpretationsgangs
- 85 Eigenständige Erarbeitung einer Rolleninterpretation
- 86 Eigenständige Erarbeitung einer Interpretationstafel

### **Literatur**

- 88 Literaturliste
- 92 Linkliste

## **Anlagen**

- I Definitionen von Natur- und Kulturinterpretation
- II Die sechs Grundsätze der Interpretation
- III Eigenschaften von Natur- und KulturinterpretInnen (Bewertungsbogen)
- IV PAUL RISK: Hinweise zur Auswahl guter InterpretInnen
  
- V Formen der Interpretation
- VI Leitideen – Brücken in die Lebenswelt der BesucherInnen
- VII Strukturieren eines Interpretationsganges mit Hilfe von Objektkarten
  
- VIII Ein Tafeltext (Beispiel)
- IX Interpretationspfad Waldschlucht (Beispiel)
- X Informationsstelle Amselfallbaude (Beispiel)
  
- XI Entwicklung eines Bildungsprogramms
- XII Ideenbogen Bildungsprogramm
- XIII Spielerisch-tänzerische Liedgestaltung: Das Lied vom kleinen Mini-Mum (2 Seiten)
- XIV Natur- und KulturinterpretInnen für eine zukunftsfähige Entwicklung (IRF-Grundsätze)
- XV Zitate von NOVALIS, GOETHE, EICHENDORFF, HESSE, TUCHOLSKY, SAINT EXUPÉRY

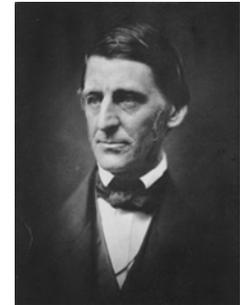
# Die Wegbereiter der Natur- und Kulturinterpretation

Natur- und Kulturinterpretation (engl. heritage interpretation) ist ein internationales, in den Nationalparks der USA entstandenes Konzept besucherorientierter Informations- und Bildungsarbeit mit dem Ziel, zum Erhalt unseres Natur- und Kulturerbes (engl. heritage) beizutragen.

Die Wurzeln dieses Konzepts gehen bis in die Mitte des 19. Jh. zurück. Seinerzeit gründete RALPH WALDO EMERSON (⇔) in Boston, an der Ostküste der USA, den „Transcendental Club“ (transcendere: lat. hinüberschreiten), dem es um eine unmittelbare Beziehung zur Natur ging.



Einer der bekanntesten Vertreter dieses Clubs (der die Vorlage zum Film „Der Club der toten Dichter“ lieferte) war HENRY DAVID THOREAU (⇔). Um die Wirksamkeit einer naturnahen Lebensweise unter Beweis zu stellen, zog sich THOREAU für zwei Jahre in eine Hütte im Wald zurück. Dieser sehr praxisorientierte Ansatz des „Learning by Doing“, des aktiven Lernens, ist für die Naturschutzbewegung in den USA typisch. Die unmittelbare Begegnung mit weitgehend unberührter Natur spielte dabei von Anfang an eine wichtige Rolle.



An der nordamerikanischen Westküste war es JOHN MUIR (⇔), einer der wichtigsten Naturaktivisten der USA, der – auch durch seine persönliche Freundschaft mit Präsident THEODORE ROOSEVELT - die Nationalparkidee voranbrachte. Er inspirierte den Yosemite National Park, gründete den Sierra Club - und verwendete für die Deutung unmittelbarer Naturerfahrungen 1871 erstmals den Begriff der Interpretation.

Ein weiterer Praktiker war ENOS MILLS (⇔). MILLS zog gegen Ende des 19. Jh. als Jugendlicher in die Rocky Mountains, um dort fortan in einer Hütte zu leben. Er trug zur Einrichtung des Rocky Mountains National Park bei und führte seit 1901 Besucher durch die Berge. In seiner „Trail School“ (Pfadschule) bildete er Männer und Frauen zu NaturführerInnen aus. MILLS, der mit dem älteren John Muir eng befreundet war, verwendete bereits wesentliche Elemente moderner Interpretation, konnte seine Linie aber im 1916 gegründeten National Park Service (NPS) nicht durchsetzen.



Der Service bekannte sich von Anfang an zu seinem Informations- und Bildungsauftrag, beschritt aber bei der Gestaltung – in Anlehnung an europäische Vorbilder – zunächst andere Wege. Innerhalb des NPS wurde ein „Park Naturalist Service“ eingerichtet. Wie erfolgreich er war, hing jedoch ausschließlich von den Interessen und Fähigkeiten einzelner Ranger ab. Seit 1940 wurde die Informations- und Bildungsarbeit in den Schutzgebieten der USA offiziell „Park Interpretation“ genannt. Erst der Journalist FREEMAN TILDEN (⇔) aber gab dieser Arbeit mit seinem 1957 erschienenen Buch „Interpreting Our Heritage“ eine Grundlage.



In den sechziger Jahren des 20. Jh. wurde die Natur- und Kulturinterpretation im US National Park Service zu einer eigenen Abteilung. Heute arbeiten in den USA etwa 5000 hauptamtliche InterpretInnen für die unterschiedlichsten Institutionen. Darüber hinaus ist Interpretation v. a. in Mittelamerika, Kanada, Australien und Großbritannien verbreitet.

# Frühe Ansätze der Naturinterpretation in Deutschland

Wenngleich das Konzept der Natur- und Kulturinterpretation in den USA entwickelt wurde (s. S. 9), ist die Praxis, das Natur- und Kulturerbe zu deuten und für den Menschen auch in geistiger Hinsicht bedeutsam zu machen, so alt wie die menschliche Kultur selbst. Im christlichen Europa stand die Naturbetrachtung bis zur Neuzeit i. w. mit religiösen Anschauungen im Zusammenhang. Mit Beginn der Aufklärung kam es zu einer neuen, vom Rationalismus geprägten Sicht. Das nach RENÉ DESCARTES benannte cartesiansche Weltbild stand seit dem 17. Jh. für eine strikte Trennung des Geistes (res cogitans) von den Dingen (res extensa). Dieser Auffassung traten 150 Jahre später v. a. in den deutschen Ländern zunächst die Romantik, dann der Idealismus entgegen.

So schrieb der Dichter Friedrich v. Hardenberg, genannt NOVALIS 1798 in „Die Lehrlinge zu Saïs“: „Ein Verkündiger der Natur zu sein, ist ein schönes und heiliges Amt (...) Nicht der bloße Umfang und Zusammenhang der Kenntnisse, nicht die Gabe, diese Kenntnisse (...) an bekannte Begriffe und Erfahrungen anzuknüpfen und die (...) fremd klingenden Worte mit gewöhnlichen Ausdrücken zu vertauschen, selbst nicht die Geschicklichkeit (...), die Naturerscheinungen in (...) treffend beleuchtete Gemälde zu ordnen, (...) alles dies macht noch nicht das echte Erfordernis eines Naturkündigers aus (...) Wer in ihr alles sucht (...) der wird nur den für seinen Lehrer und für den Vertrauten der Natur erkennen, der mit Andacht und Glauben von ihr spricht. In seiner Charakterisierung des „Naturkündigers“ beschrieb NOVALIS die wesentlichen Kriterien dessen, was einen Naturinterpreten des 20. Jh. auszeichnen sollte.

JOHANN WOLFGANG V. GOETHE versuchte zu Beginn des 19. Jh. Naturwissenschaft, Philosophie, Politik und Dichtung in einer Zusammenschau miteinander zu verbinden und betrachtete den Menschen nicht als externen Beobachter, sondern als innerhalb des Beobachtbaren stehend und systematisch zu diesem gehörend („Wär' nicht das Auge sonnenhaft, wie könnten wir das Licht erblicken?“). ALEXANDER V. HUMBOLDT bezeichnete zu gleichen Zeit weitläufige Naturräume als „Naturgemälde“, um das lebendige Ganze zu unterstreichen. Er ließ seine öffentlichen Reisevorträge um 1850 durch großformatige Bilder illustrieren und verwendete eine volksnahe Sprache, die ihm – quer durch alle gesellschaftlichen Gruppen hindurch – ein breites Publikum sicherte. Natur und Kunst standen dabei ganz selbstverständlich nebeneinander, Natur wurde vom Menschen stets reflektiert und mit seiner eigenen Lebenswelt in Beziehung gesetzt.

Die Bedeutung dieser Betrachtungsweisen aus der ersten Hälfte des 19. Jh. für das Konzept der Natur- und Kulturinterpretation wird deutlich, wenn FREEMAN TILDEN aus der „Harzreise“ von HEINRICH HEINE zitiert: „Eben wie ein großer Dichter, weiß die Natur auch mit den wenigsten Mitteln die größten Effekte hervorzubringen. Da sind nur eine Sonne, Bäume, Blumen, Wasser und Liebe. Freilich fehlt letztere im Herzen des Beschauers, so mag das Ganze wohl einen schlechten Anblick gewähren, und die Sonne hat dann bloß soundsoviel Meilen im Durchmesser, und die Bäume sind gut zum Einheizen, und die Blumen werden nach den Staubfäden klassifiziert, und das Wasser ist nass“.

Sowohl für den Begründer des Naturschutzes in den USA, JOHN MUIR, als auch für den zeitgleich wirkenden Begründer des Naturschutzes in Deutschland, ERNST RUDORFF, war die Zusammenschau von Geist und Natur maßgebend. Letzterer schrieb 1897: „Nicht wie die Dinge an sich beschaffen sind, sondern was sie dem Geist bedeuten, macht ihren eigentlichen Wert aus“.

# Naturinterpretation und die Bedeutung ihrer wilden Wurzeln

Je nachdem, welche Themen und Phänomene im Vordergrund stehen, wird Interpretation in unterschiedliche Bereiche aufgeteilt. Die beiden Hauptzweige sind Natur- und Kulturinterpretation. Viele Bereiche überschneiden sich. Die Landschaftsinterpretation kann beispielsweise der Natur- und der Kulturinterpretation angehören, während sich einer ihrer Teilbereiche, die Wildnisinterpretation, eindeutig der Naturinterpretation zuordnen lässt.

Wildnisinterpretation ist der ursprünglichste Bereich der Naturinterpretation (s. S. 9, vgl. das Zitat von John Muir auf der Titelseite). Das Konzept bezieht sich auf Naturlandschaften, wie sie in Nationalparks (in den USA auch in besonderen Wildnisgebieten) anzutreffen sind. Aufgabe der Nationalparke und Wildnisgebiete ist der Schutz natürlicher Abläufe nach dem Grundsatz: „Natur Natur sein lassen“. Den Prinzipien der Interpretation entsprechend zielt aber auch das Konzept der Wildnisinterpretation darauf ab, BesucherInnen die Bedeutung dieser Verpflichtung für sie selbst fassbar zu machen.

Wildnisinterpretation vermittelt also nicht nur die ökologischen Prozesse, die wir Menschen verstehen. Sie zeigt die Bedeutung des Unverstandenen in seiner Polarität zu den menschengemachten Gesetzmäßigkeiten auf und macht so die Notwendigkeit einer Balance zwischen Wildnis und Zivilisation spürbar. Wildnisgebiete sind die Kreativräume der Natur. - Inwieweit aber ist diese Erkenntnis für den/die BesucherIn bedeutungsvoll?

Die Spannung zwischen offensichtlicher Ordnung und vermeintlichem Chaos findet sich nicht nur in der äußeren Natur wieder. Sie prägt auch unser menschliches Handeln – und zwar umso stärker, je mehr sich eine Gesellschaft von Regeln und Traditionen löst, und je mehr Kompetenzen sie damit dem/der Einzelnen überträgt. Kreativität, Flexibilität und Dynamik in der Lebensgestaltung werden mehr und mehr zu Schlüsselqualifikationen der westlichen Zivilisation. Flexibilität zu üben bedeutet aber, sich dem Chaos bewusst auszusetzen. Wilde Natur ist zwiespältig. Auf der einen Seite steht unsere Angst vor dem Ungewissen, auf der anderen unsere Neu-Gier. Wildnisinterpretation macht diese und andere Verbindungen deutlich und regt zum Nachdenken darüber an.

Es sind aber nicht allein die gegenwärtigen Strömungen in der Gesellschaft, die die Wildnisinterpretation der Nationalparke zu einem zeitgemäßen Konzept machen. Interpretation sieht sich insgesamt in der Verpflichtung, unser Natur- und Kulturerbe künftigen Generationen zu bewahren - und auch hierzu leistet die Wildnisinterpretation ihren Beitrag. Ein weitgehend bedenkenloser, konsumorientierter Individualismus würde der Natur- und Kulturinterpretation die Grundlage entziehen. Schon deshalb bekennen sich Natur- und KulturinterpretInnen weltweit und mit Nachdruck zum Grundsatz der Nachhaltigkeit.

Eine zukunftsfähige Entwicklung beruht auf zwei Säulen: dem wirksameren Einsatz von Rohstoffen (Effizienz) und der Zurücknahme eigener Ansprüche gegenüber Natur und Umwelt (Suffizienz). Die zweite Säule lässt sich in einer verbrauchsorientierten Gesellschaft schwer verorten. Wo es um die Wiederentdeckung eines gesunden Maßes geht, sind Einrichtungen gefragt, die vom Zwang wirtschaftlicher Nutzung befreit sind, und die für diese Freiheit eintreten - Einrichtungen wie unsere Nationalparke.

Wildnisinterpretation als ursprüngliche Form der Natur- und Kulturinterpretation darf diese Möglichkeit nun nicht ihrerseits durch Konsumangebote zerstören. Auch die Heilsamkeit des Nichtstuns müssen die BesucherInnen auf eigenen Wegen erfahren – und mit dem eigenen Alltag zukunftsgerecht in Beziehung setzen.

## Kulturinterpretation – Geschichte erlebbar machen

Neben der Naturinterpretation stellt die Kulturinterpretation den zweiten Hauptbereich der Interpretation dar. Kulturinterpretation meint die Interpretation vom Menschen geschaffener oder beeinflusster, historischer Phänomene. Interpretationsgegenstände können sowohl Städte, Kulturlandschaften, archäologische Stätten und (Freilicht)museen als auch einzelne Kulturobjekte zurückliegender Generationen sein, die die Möglichkeit bieten, Geschichte lebendig werden zu lassen.

Kulturinterpretation lässt sich oft nicht klar von der Naturinterpretation abgrenzen. Die Landschaftsinterpretation und die Küsteninterpretation beziehen in unseren Breiten bspw. beide Bereiche mit ein. Auch Schulbauernhöfe liegen an dieser Schnittstelle.

Ein wesentlicher Bereich der Kulturinterpretation ist die historische Interpretation. Ihr geht es darum, über ein Kulturphänomen eine Verbindung zwischen den BesucherInnen und einer geschichtlichen Epoche herzustellen. Die Epoche oder ein bestimmtes Ereignis daraus wird dabei für den Besucher lebendig, ohne dass der Bezug zu den Fakten verloren geht. Diese Art der historischen Interpretation nennt man im Englischen „Living History Interpretation“. Als ihr „Erfinder“ gilt ARTUR HAZELIUS, ein Däne, der gegen Ende des 19. Jh. u. a. das Stockholmer Freilichtmuseum Skansen initiiert hat. 1898 schrieb er: „Wir wollen das Leben des einfachen Mannes in einem lebendigen Stil ausstellen“ und gewann Handwerker und Künstler für sein Museum. Dieser Ansatz fand v. a. in den USA zahlreiche Nachahmer. Das 1932 eröffnete Freilichtmuseum Colonial Williamsburg beschäftigte bald ein ganzes Korps von DarstellerInnen, um das Leben und Arbeiten in den historischen Gebäuden der Stadt zu simulieren. FREEMAN TILDEN schrieb: „Architektur und Möbel sind viel; wir bewundern sie und ziehen Schlüsse aus ihnen, aber wir müssen die Kunst finden, sie davon freizumachen zu erscheinen, als ob sie in dem Augenblick, in dem niemand zu Hause war, eingefroren wären.“

Um dies zu erreichen, wird bei den personalen Formen in zeitgenössischer Kleidung eine sorgfältig recherchierte Figur gespielt, die mit den Gegenständen des täglichen Lebens hantiert. Diese Form nennt man Rolleninterpretation (s. S. 32). Wenn der/die InterpretIn dabei seinen/ihren Aufzug den BesucherInnen aus heutiger Sicht erklärt, handelt es sich um eine Interpretation in der dritten Person. Schwieriger ist die Interpretation in der ersten Person, bei der der/die InterpretIn die Person tatsächlich spielt. Sprache, Sitten und Wahrnehmung authentisch darzustellen erfordert gute Recherche und theatrales Geschick. Der Vorteil der Rolleninterpretation: Es entsteht ein Bild von einer Epoche, ohne dass die BesucherInnen bewusst Informationen aufnehmen.

Die historische Interpretation kann in andere Bereiche fließend übergehen. Da ist zunächst die experimentelle Archäologie, die das Ziel verfolgt, historische Lebensweisen und Techniken nachzuahmen und so zu erforschen. Hierzu gehörten bspw. die Unternehmungen von THOR HEYERDAHL seit 1947. Ein weiterer Bereich, die historisch fundierte Nachstellung historischer Ereignisse, wird Reenactment genannt. Das erste große Reenactment war 1943 die Nachstellung der Schlacht von Gettysburg durch die US Army, prinzipiell waren aber auch die mittelalterlichen Passionsspiele oder sogar die nachgestellten Seeschlachten im alten Rom Reenactments. Reenactments erfüllen für Besucher oft nicht die Bedingungen der Interpretation. Der Interpretation grundsätzlich nicht zuzuordnen sind Live-Rollenspiele, die nach zuvor vereinbarten Spielideen stattfinden - allerdings ohne Besucher und i. d. R. auch ohne Berücksichtigung historischer Fakten.

# Die persönliche Wahrnehmung

Um den Kommunikationsprozess der Natur- und Kulturinterpretation verstehen zu können, ist es wichtig, etwas über die menschliche Wahrnehmung zu wissen. Sie ist

- ⇒ **sensomotorisch**, wo es um eine äußere Wahrnehmung über die Sinne geht
- ⇒ **affektiv**, wo innere Empfindungen und Reaktionen eine Rolle spielen
- ⇒ **kognitiv**, wo es um Gedankenreaktionen geht.

In der Regel wird beim Wahrnehmungsbegriff (im Gegensatz zum Begriff der Empfindung) bereits von einer geistigen Auseinandersetzung ausgegangen.

Wahrnehmung ist immer an die jeweilige Person gebunden, die in ihrer konkreten Situation und unter Berücksichtigung ihrer aktuellen Bedürfnisse etwas für sich als wahr annimmt. Eine objektive Wahrnehmung gibt es nicht. Wahrnehmung ist somit ein selektiver Prozess (Selektionsprinzip) und/oder ein produktiver Prozess (Projektionsprinzip).

**Selektiv** bedeutet: Der Mensch ist nur bereit, das aufzunehmen, wozu er - aufgrund einer Sensibilisierung oder bestimmter Vorkenntnisse - auch entsprechend motiviert ist.

**Produktiv** heißt: Der Mensch ergänzt seine Eindrücke aus seiner Erfahrung - oder gemäß seinen Vor-Urteilen.

Durch beide Prinzipien (oder „Wahrnehmungsfallen“) wird die menschliche Wahrnehmung manipulierbar.

Ein Wahrnehmungsablauf wird i. a. von drei Haltungen bestimmt:

- ⇒ der **Wahrnehmungshaltung**, in der unsere BesucherInnen uns begegnen
- ⇒ der **Informationshaltung**, in der sie neue Informationen aufnehmen und
- ⇒ der **Prüfhaltung**, in der sie prüfen, ob das Gebotene zu ihrer Grundhaltung passt.

Um etwa BesucherInnen von Schutzgebieten eine angemessene Bildung an der Natur zu ermöglichen, müssen wir zunächst von ihrer Wahrnehmungshaltung ausgehen und sie von dort aus darin unterstützen, ihre Wahrnehmungshorizonte – sensomotorisch, affektiv oder kognitiv – zu erweitern, so dass sie sich selbst neue Zugänge erschließen.

Für die Wahrnehmungsbereitschaft bedeutsam ist immer auch die Atmosphäre, in der ein Austausch oder ein Lernen stattfindet.

„So wichtig es ist, den Lernprozess von unangenehmen Begleitereignissen zu befreien, so wichtig ist es auch, das Lernen mit schönen und angenehmen Ereignissen zu verknüpfen. Die Ausschüttung von Stresshormonen durch die Nebennieren und im Gehirn wird weiter verringert, und nur so können die individuell vorhandenen Assoziationsmöglichkeiten für das Denken und Lernen voll genutzt werden. Der Effekt ist sogar ein doppelter: „Beim späteren Abrufen, beim Erinnern der so gespeicherten Information wird ja auch die Freude wieder erinnert, der Spaß, die Begeisterung... Angenehme Dinge können... geistig besser verarbeitet und ausführlicher zurückgerufen werden als solche, die mit Frustrationen und Spannungen verbunden sind“ (FEDERIC VESTER in: „Denken, Lernen, Vergessen“, dtv München, 1991; S. 125).

Während also angenehme Wahrnehmungen unsere BesucherInnen dauerhaft für unsere Themen aufschließen können, werden unangenehme Wahrnehmungen oft über Warnreflexe verankert, die zu ablehnenden Urteilen führen und die BesucherInnen mglw. von einer erneuten Annäherung an den betreffenden Gegenstand abhalten.

# Mit Gefühl und Verstand

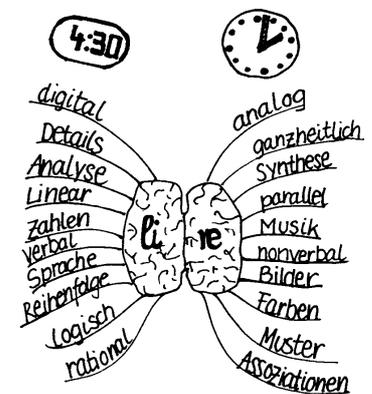
Wer sich mit der menschlichen Wahrnehmung beschäftigt, der stellt bald fest, dass es Menschen gibt, die ihre Umwelt eher „vom Gefühl her“ aufnehmen und entsprechend handeln. Andere Menschen dagegen erheben den Anspruch, „mit Verstand“ zu urteilen und begründen ihr Verhalten entsprechend. Eine populäre These ist, dass jede der beiden Hälften des menschlichen Großhirns auf einen der beiden Ansätze spezialisiert ist.

Die rechte Gehirnhälfte ist demnach besonders gut in der Lage, sich Bilder und Farben, Rhythmen, Melodien und Geschichten einzuprägen. Sie sucht nach Formen, die denen, die sie schon kennt, ähnlich sind und schafft es - quasi „ohne nachzudenken“ – dem Erkennen eines Symbols (etwa eines Warnsignals) sofort eine Reaktion folgen zu lassen. Dabei laufen viele Vorgänge im Kopf unbewusst und parallel ab. Wenn wir der rechten Hirnhälfte das Zifferblatt einer Uhr zuordnen, dann ist es ein analoges Zifferblatt.

Weil unsere Gehirnhälften über Kreuz mit dem übrigen Körper „verschaltet“ sind, steuert die rechte Gehirnhälfte die linke Körperhälfte und unser linkes Sehfeld.

Die linke Gehirnhälfte ist der These zufolge anders ausgerichtet. Sie macht es uns möglich, zu sprechen, zu lesen und zu schreiben, mit Zahlen umzugehen und Dinge unter logischen Gesichtspunkten zu untersuchen und zu ordnen. Sie verfolgt – langsam und beharrlich - immer nur eine Denklinie. Was dabei geschieht, ist uns aber durchaus bewusst, und so können wir auch Denkfehler verhältnismäßig leicht aufspüren. Wenn wir der linken Hirnhälfte das Zifferblatt einer Uhr zuordnen sollten, dann wäre es eher ein digitales.

Die linke Gehirnhälfte steuert, wie sich nun leicht denken lässt, unsere rechte Körperhälfte und das rechte Sehfeld.



Die Abbildung ist dem Buch „Mind Mapping“ von MARGIT HERTLEIN entnommen. Wenn wir die beiden mit digital und analog überschriebenen Spalten betrachten und uns fragen, von welcher Sicht unsere gegenwärtige Gesellschaft eher geprägt ist, dann fällt die Antwort – unabhängig von der Richtigkeit der These von den unterschiedlich spezialisierten Gehirnhälften - nicht schwer: Es ist die digitale. Schon in der Schule wird nach „Fächern“ unterrichtet und dabei denen ein höherer Wert beigemessen, die uns befähigen, logisch zu denken. Das war nicht zu allen Zeiten und in allen Kulturen so. Und es muss nicht bedeuten, dass die gegenwärtigen Menschheitsprobleme so besser zu lösen sind.

Vor alle Dingen bedeutet es nicht – und das ist im Zusammenhang mit der Natur- und Kulturinterpretation wichtig - dass Menschen Dinge besser annehmen und handelnd umsetzen, wenn sie unter rationalen Gesichtspunkten „eigentlich logisch“ sind.

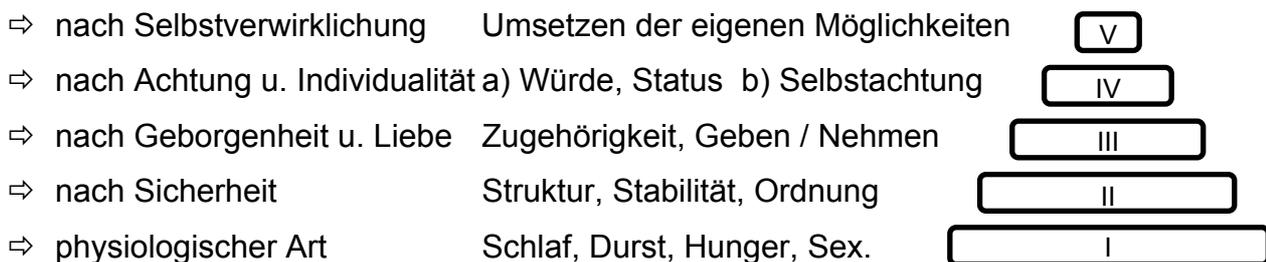
Eine interessante These lautet, dass rationales Handeln eher dem männlichen, intuitives dagegen eher dem weiblichen Wesen entspricht. - Ist unsere Gesellschaft also eher männlich geprägt? Was wäre dann zu tun, um zu einer besseren Harmonie zu finden?

Es gibt niemanden, der seine Entscheidungen allein „aus dem Kopf“ oder „aus dem Bauch“ heraus treffen kann. Es bleibt aber festzuhalten, dass die Kenntnis um die Unterschiedlichkeit der Verarbeitung von Informationen durch unsere BesucherInnen Folgen haben muss für die Art, wie wir Natur- und Kulturinterpretation gestalten.

# Hierarchie der menschlichen Bedürfnisse

Natur- und Kulturinterpretation findet meist im Freizeitbereich statt. Und bei Menschen, die insofern nicht zur Kommunikation mit uns gezwungen sind, haben wir vor allem dann die Möglichkeit, etwas zu bewegen, wenn wir ihre Bedürfnisse berücksichtigen.

Diese Bedürfnisse sind von ABRAHAM MASLOW, einem der Wegbereiter der Humanistischen Psychologie, 1954 erstmals definiert, zu Gruppen zusammengefasst und hierarchisch geordnet worden. Die Ergebnisse, die MASLOW in seinem Buch „Psychologie des Seins“ 1973 veröffentlicht hat, haben in den neunziger Jahren in der Natur- und Umweltbildung zu kontroversen Diskussionen geführt. Maslow unterscheidet Bedürfnisse



Diese fünf Bedürfnisgruppen lassen sich - stark vereinfachend - als Pyramide darstellen. Als sechste, nicht näher eingeordnete Gruppe nennt MASLOW ästhetische Bedürfnisse.

Bedürfnisse einer höheren Ebene werden nach MASLOW erst dann geweckt, wenn die Bedürfnisse der jeweils untergeordneten Ebenen überwiegend befriedigt sind. Ein derart befriedigtes Bedürfnis wirkt zugleich nicht mehr motivierend. „Man muss es als praktisch nicht existent, als verschwunden betrachten“ (MASLOW in „Motivation und Persönlichkeit“, 1994; S. 86). Das Aufwachsen in der Wohlstandsgesellschaft führt da z. B. zu deutlich anderen Gewichtungen als das Aufgewachsensein in der Nachkriegszeit. Die selbstverständliche Befriedigung der unteren Bedürfnisebenen treibt die Menschen in der Wohlstandsgesellschaft gewissermaßen auf höhere Stufen, wobei versucht wird, nachträglich - zumeist auf Stufe V - festgestellte Defizite von oben herab auszugleichen. So führt die Sorge um „die Umwelt“ oft erst dann zum Handeln, wenn der/die Einzelne seine/ihre Status-, Sicherheits- und Sozialbedürfnisse befriedigt - und damit selbst in oft nicht unerheblichem Umfang zur festgestellten Misere beigetragen hat.

MASLOW nimmt an, dass jeder Mensch die Fähigkeiten, die in ihm angelegt sind, auch entwickeln muss, um erfüllt leben zu können. „Fähigkeiten sind Bedürfnisse und deshalb auch echte innere Werte“ (MASLOW, 1973; S. 156). Das System „Versuch und Irrtum“ geht vor dem Hintergrund fragwürdiger Handlungsangebote und eines großen individuellen Zerstörungspotentials aber meist auf Kosten der Natur und ist für die Industriegesellschaft insofern zumindest fragwürdig. Auch wenn unterstellt wird, dass der Mensch im Laufe seiner Entwicklung mit einem gesunden und weitgehend arterhaltenden Urteilsvermögen ausgestattet wurde, muss doch angemerkt werden, dass die gegenwärtige, von Menschen gemachte Bedrohung einmalig ist, und vom Vorhandensein einer naturgegebenen Sensibilität in diesem Fall eher nicht ausgegangen werden kann.

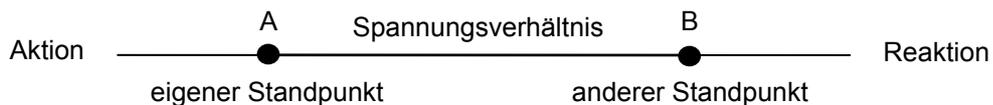
Für uns bleibt an dieser Stelle anzumerken:

Sind Menschen unseren Inhalten gegenüber abweisend, so ist es wichtig zu erkennen, welche ihrer Bedürfnisse durch unsere Auffassungen in Frage gestellt werden.

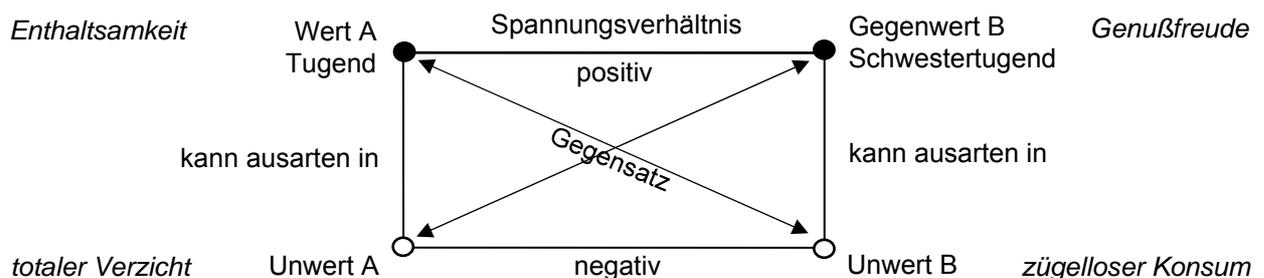
## Werte und Wertequadrate

Der Versuch, im Austausch miteinander einer bestimmten Auffassung die eigene möglichst engagiert entgegen zu stellen, beruht auf der Annahme, dass der/die GesprächspartnerIn (in der Abb.: B) sich „festgefahren“ hat und nur durch überzeugtes Argumentieren in die eigene Richtung (A) von seiner/ihrer Position heruntergebracht werden kann.

Häufig ist jedoch das Gegenteil der Fall: Das „Ziehen“ in die eigene Richtung (A) macht die entgegen gesetzte Haltung erst bewusst - und um wieder ein Gleichgewicht herzustellen, wird der Standpunkt noch mehr in die entgegen gesetzte Richtung (B) verlagert.



Durch das Ausarten zweier nachvollziehbarer Werthaltungen (wie z. B. Enthaltsamkeit bzw. Genussfreude) in kaum noch vertretbare Unwerte (wie totalen Verzicht bzw. zügellosen Konsum) entsteht über einen Gegensatz ein negatives Spannungsverhältnis.



„Jeder Wert ist nur in ausgehaltener Spannung zu seinem positiven Gegenwert ein wirklicher Wert“ (PAUL HELWIG in „Charakterologie“, Stuttgart 1965; S. 66).

Das zu akzeptieren fällt oft schwer. Wir empfinden Wertverhältnisse vielfach als verschoben und spüren, dass wir unsere Haltung aus ethischen Gründen nicht aufgeben dürfen. Sobald aber Werte - auch relativ gesehen - in Unwerte abgleiten, ist eine Verständigung kaum noch möglich, und wir haben nichts gewonnen. In einer Demokratie sind neue Positionen nur dialektisch (These  $\leftrightarrow$  Antithese  $\Rightarrow$  Synthese) zu entwickeln.

Auf längere Sicht in einem positiven Spannungsverhältnis bestehen zu können, ist aber auch für den Zustand des/der Einzelnen wichtig. Denn wenn nach Aufgabe der eigenen Position versucht wird, auf direktem Weg von Unwert B nach Wert A zu gelangen, kann es zum Absturz in Unwert A kommen - zum Fallen „von einem Extrem ins andere“.

Einige dieser Prozesse hat bereits ARISTOTELES in seiner „Nikomachischen Ethik“ beschrieben. Vernunftgemäße Tugend nannte er die Mitte ( $\mu\epsilon\sigma\sigma\tau\eta\sigma$ ) zwischen zwei Extremen. Tapferkeit war für ihn bspw. die Mitte zwischen Verwegenheit und Feigheit. So lassen sich zu allen Werten solche Wertequadrate wie in der Abbildung oben konstruieren. „In jedem Wert liegt die Quarternität von Werten eingeschlossen“ (HELWIG, 1965).

Für die Natur- und Kulturinterpretation bedeutet das, im Fall voneinander abweichender Standpunkte bei unseren BesucherInnen immer auch die Schwestertugend zu unserer eigenen Tugend zu suchen – und sie als solche zu achten.

# Grundfragen der Motivation

Insbesondere im Natur- und Umweltschutz ist in der Vergangenheit vielfach versucht worden, Handlungsänderungen über Horrorszenarien herbeizuführen (Katastrophenpädagogik). Dabei wurde i. w. an die Vernunft des Menschen appelliert.

Es hat sich aber herausgestellt, dass diese Kombination wenig ertragreich ist. Unstimmigkeiten zwischen der eigenen Überzeugung und dem tatsächlichen Handeln (**kognitive Dissonanz**) können in einer Gesellschaft, die von einer großen Meinungsvielfalt geprägt ist, auch dadurch gelöst werden, dass die eigene Überzeugung einfach „umgewertet“ wird. Denn mit dem Verlust allgemeingültiger Konventionen wird ein am Allgemeinwohl ausgerichtetes, die individuelle Freiheit einschränkendes Handeln kaum noch über „soziale Streicheleinheiten“ belohnt – während die Konsequenzen durchaus „am eigenen Leib“ spürbar sind („Der Ehrliche ist der Dumme“ - ULRICH WICKERT). Diese Ausgangssituation stellt auch die Natur- und Kulturinterpretation vor Herausforderungen.

Motivieren bedeutet, einer Handlung ein - bewusstes oder unbewusstes - Motiv zu geben, das ein bestimmtes Verhalten erstrebenswert macht.

Die am weitesten verbreitete Form der Motivation ist die Bestrafung. Bestrafung ist eine negative Motivation. Sie stellt ein Unwohlsein in Aussicht, indem sie menschliche Bedürfnisse (s. S. 15) frustriert. In der Praxis unserer Gesellschaft sind das v. a. Statusbedürfnisse (Ordnungsstrafe), während die Bedeutung einer Frustration von sozialen Bedürfnissen eher zurückgeht. Eine soziale Isolation wird umso weniger als Strafe empfunden, je eher sie kompensiert werden kann – und da sind die Mittel, die uns die moderne Mediengesellschaft an die Hand gibt, zahlreich. Die bewusste Frustration von Sicherheitsbedürfnissen oder gar physiologischen Bedürfnissen steht mit den Werten unserer Demokratie grundsätzlich nicht im Einklang. Unabhängig von ethischen Überlegungen erfordert negative Motivation Druck und Kontrolle - letztlich also finanzielle Mittel, die bspw. im Naturschutz chronisch knapp sind. Sobald diese nicht mehr aufgewandt werden, lässt die Motivation nach, wenn bis dahin nicht neue und dauerhafte Gewohnheiten eingeführt werden konnten. Und das fällt in einem dynamischen Umfeld nicht leicht.

Auch eine positive Motivation - durch Belohnung statt durch Bestrafung - ist mit Kosten verbunden. Und wo der Verdacht einer Manipulation durch Belohnung nahe liegt, können Belohnungen ethisch sensible Bereichen (wie die Bewahrung unseres Natur- und Kulturerbes) durchaus auch in Verruf bringen. Einfache Reiz-Reaktions-Mechanismen ziehen zudem auch hier selten langfristige Erfolge nach sich, und in der Frage, bis zu welchem Grad die Übertragung von Marktprinzipien auf andere Lebensbereiche zulässig ist, ist unsere Gesellschaft gegenwärtig sehr dynamisch.

Diesen **extrinsischen Formen** der Motivation lassen sich **intrinsische** entgegenstellen, bei denen die BesucherInnen aufgrund entsprechender Impulse aus eigenem Antrieb handeln. Das sind die für die Natur- und Kulturinterpretation eigentlich relevanten Formen. Gemäß dem Grundsatz: „Don't sell the steak - sell the sizzle“ (ELMER WHEELER) versucht Interpretation über Leitideen (s. S. 25) Sehn-Süchte zu wecken und Distanzspannungen aufzubauen. Ähnliches tut die Werbeindustrie (vgl. JUNG/VON MATT, 2002). Dabei geht es darum, bei den BesucherInnen den Anspruch zu wecken, ihr Natur- und Kulturerbe als wichtige Quelle der Entwicklung zukunftsweisender Kompetenzen zu bewahren und die einzelnen BesucherInnen dabei im Sinne eines erfüllten Bildungserlebnisses möglichst individuell zu fordern, ohne sie zu überfordern (vgl. CSIKSZENTMIHALYI, 1995).

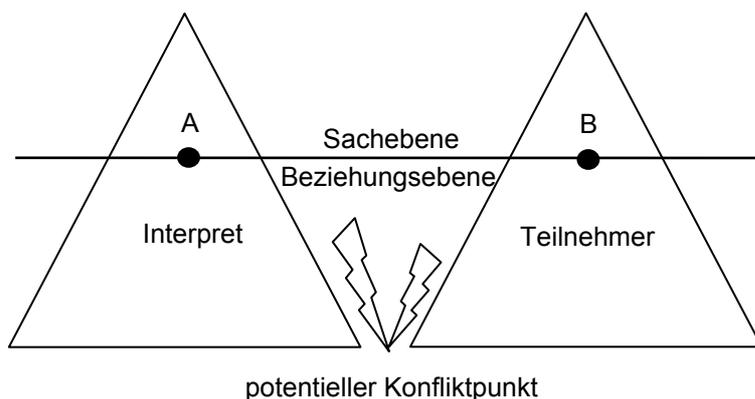
# Sach- und Beziehungsebene

Um im Verlauf einer Interpretation auf unsere BesucherInnen eingehen zu können, ist eine Verständigung auf zwei Ebenen, der Sach- und der Beziehungsebene, erforderlich:

**Auf der Sachebene werden Sachinformationen (Was will ich sagen?), auf der Beziehungsebene Informationen über die Beteiligten und ihre Stellung zueinander (Wie sage ich es?) ausgetauscht.**

Faktoren der Sachebene sind der Intellekt, das Fachwissen, die Analysefähigkeit und die Gedächtniskraft. Faktoren der Beziehungsebene sind Sympathie und Antipathie, der Umgang miteinander und die Bereitschaft, einander zuzuhören (s. S. 16).

Das Empfinden auf der Beziehungsebene kann nonverbal z. B. durch die Art des Sprechens (laut/leise, grob/sanft,...) oder durch die Körpersprache (Nähe/Distanz, zugewandt/abgewandt, offene/geschlossene Haltung, Blickkontakt/Blickunterbrechung,...) ausgedrückt werden. Obwohl sie meist nur indirekt zum Tragen kommt, beherrscht die Beziehungsebene die Verständigung oft. Weil der Großteil der Emotionen „unter der Oberfläche“ wirksam ist und dort bei verhärteten Fronten eine Annäherung unbewusst verhindern kann, spricht man in diesem Zusammenhang von einem Eisberg-Modell.



Konflikte auf der Beziehungsebene führen zum Abblocken auf der Sachebene („Von dem lasse ich mir nichts erzählen!“). Um Inhalte auf der Sachebene vermitteln zu können, muss deshalb also zunächst die Beziehungsebene „stimmen“.

Ist - z. B. durch ein ungewöhnliches Umfeld oder eine andere Überforderung - eine unterschwellige Abwehrhaltung vorhanden, so muss diese zuvor wahrgenommen und ausgeräumt werden. Das bedeutet in der Praxis, dass wir - bewusst oder unbewusst - ständig prüfen müssen, was unsere BesucherInnen auf Sach- und Beziehungsebene aussagen bzw. aufnehmen.

Die BesucherInnenfrage: „Ist der Weg noch weit?“ könnte beispielsweise weit über die sachliche Fragestellung hinausgehen, was wir in diesem Fall auch sofort spüren würden. Wir sollten dann auf die Ebene des/der Betreffenden wechseln, um ihn/sie dort abzuholen, wo er/sie sich gerade befindet. Wir sollten des Weiteren versuchen, seine/ihre Situation nachzuempfinden und dieses Mitfühlen auch zu zeigen. Das ist insbesondere dann wichtig, wenn wir nicht nur belehren oder informieren (Sachrede) sondern auch überzeugen und zu einer Handlung bewegen wollen (Überzeugungsrede).

Ist die Einschätzung des/der Betreffenden für uns nicht nachzuvollziehen, so soll er/sie zumindest spüren, dass seine/ihre Überlegungen ernst genommen werden. Durch offene Fragen lassen sich BesucherInnen ermutigen, ihren Standpunkt deutlich zu machen.

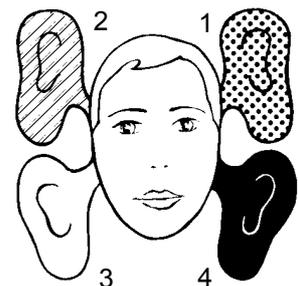
In der Natur- und Kulturinterpretation ist es durchaus vertretbar – und oft sogar gewünscht – in der Kommunikation zwischen Sach- und Beziehungsebene zu wechseln (s. S. 23).

# Das Nachrichtenquadrat

Das Nachrichtenquadrat wurde in den 70er Jahren des 20. Jh. auf der Grundlage der Arbeiten mehrerer Autoren von dem Hamburger Kommunikationspsychologen FRIEDEMANN SCHULZ VON THUN in Kooperation mit BERND FITTKAU und INGHARD LANGER entwickelt.

Die Unterteilung von Kommunikationsprozessen in Sach- und Beziehungsaspekte (PAUL WATZLAWICK in „Menschliche Kommunikation“, 1969 – s. S. 17) wurde dabei um die Aspekte der Selbstkundgabe und des Appells erweitert, so dass die „Anatomie einer Nachricht“ per „Kommunikationsdiagnose“ auf vier Botschaften hin untersucht wird:

- |                      |  |
|----------------------|--|
| 1. Sachinhalt        | Worüber ich informiere.                              |
| 2. Selbstkundgabe    | Was ich von mir selbst kundgebe.                     |
| 3. Beziehungshinweis | Was ich von Dir halte und wie wir zueinander stehen. |
| 4. Appell            | Wozu ich Dich veranlassen möchte.                    |

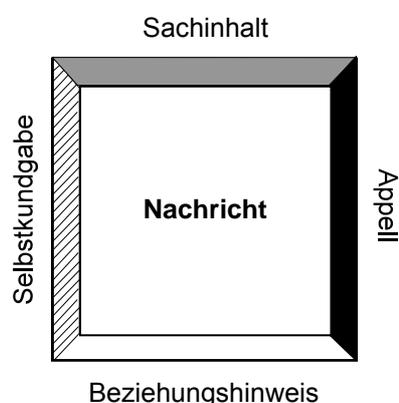


Diese vier Botschaften, die in jeder Nachricht enthalten sind, werden vom Empfänger anders gewichtet, als vom Sender.

So sind die vier unterschiedlichen „Ohren“ sowohl untereinander verschieden stark ausgeprägt, als auch an sich für bestimmte Aussagen offener als für andere. Um in der Natur- und Kulturinterpretation überzeugend arbeiten zu können, müssen wir ein Gespür dafür entwickeln, wie unsere eigenen Botschaften ankommen, und welche Botschaften unsere BesucherInnen aussenden.

Anknüpfend an die Feststellung, „dass ‚Klarheit‘ der Kommunikation eine vier-dimensionale Angelegenheit ist“ (SCHULZ VON THUN, „Miteinander reden 1“, 1994; S. 15) entwickelte SCHULZ VON THUN aus den vier Botschaften das Modell des Nachrichtenquadrates, mit dessen Hilfe sich Nachrichten unter der „kommunikationspsychologischen Lupe“ betrachten lassen. Zu berücksichtigen sind dabei allerdings eine Vielzahl von Begleitfaktoren wie die äußeren Umstände, unter denen die Nachrichten geäußert werden oder die nonverbalen Signale, mit denen sie in Verbindung stehen.

Die Kommunikationsdiagnose erweitert die Möglichkeiten, bewusst aufeinander einzugehen; Deutungen bleiben aber immer vage. Inwieweit eine Nachricht richtig ausgelegt worden ist, kann bestenfalls der Sender selbst feststellen.

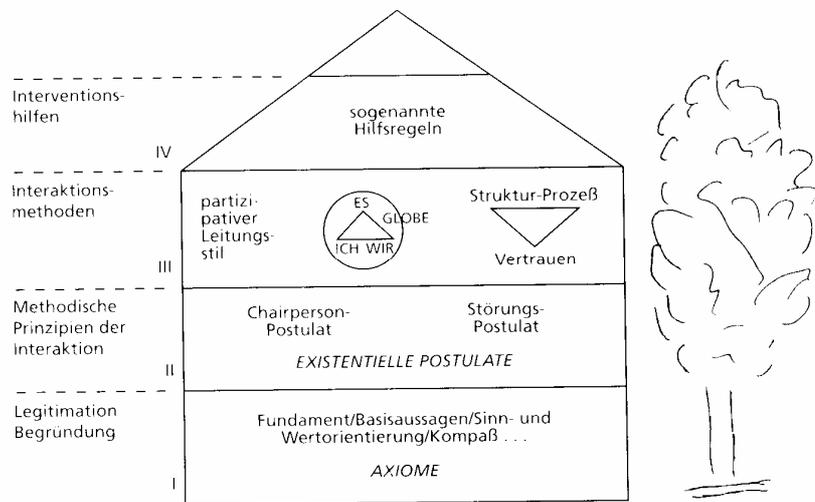


Beispielsituation: Frage gegen Ende einer Interpretation

Nachricht	Wie spät ist es?
mögl. Sachbotschaft	Frage nach der Uhrzeit
mögl. Selbstkundgabe	Ich bin innerlich schon auf das Ende eingestellt.
mögl. Beziehungshinweis	Das, was Sie bieten, kann mich nicht begeistern.
mögl. Appell	Machen Sie jetzt bitte Schluss!

# Themenzentrierte Interaktion

Die Entwicklung der Themenzentrierten Interaktion (TZI) als Kommunikationssystem geht auf die Psychotherapeutin RUTH COHN zurück. TZI wird der Humanistischen Psychologie zugeordnet und „entstand aus dem Bewusstsein, dass es notwendig ist, Individualität und Gemeinschaftlichkeit dem Werte nach als ebenbürtig zu sehen.“ (aus RUTH COHN: „Gelebte Geschichte der Psychotherapie“, 1991; S. 351).



Das Handlungskonzept der TZI kann als Schichtenmodell dargestellt werden:

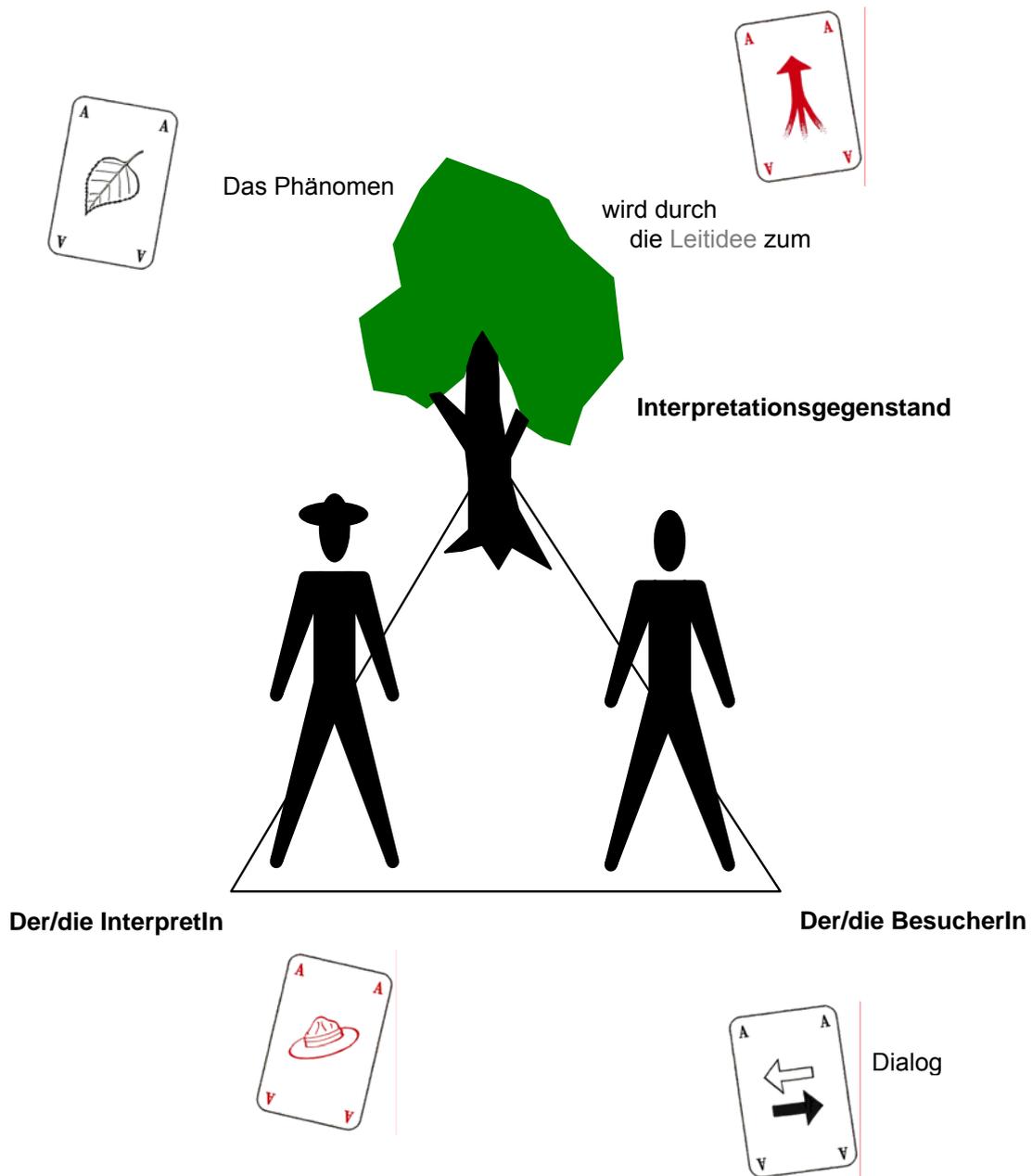
- I. Als **Axiome** für erfolgreiche Interaktionsprozesse werden die Autonomie und das Eingebundensein des/der Einzelnen, die Ehrfurcht vor allem Lebendigen und die Entscheidungsfreiheit innerhalb veränderbarer Grenzen angenommen.
- II. Das erste **existentielle Postulat** der TZI - „**Sei Deine eigene Leitperson**“ - bedeutet, dass die TZI-TeilnehmerInnen möglichst eigenständig handeln und „der TZI-Leiter die Macht darüber abgibt, wer, was, wann, wie und zu wem in welcher Form zu sagen hat“ (aus COHN: „Von der Psychoanalyse zur Themenzentrierten Aktion“, 1992; S. 185). Das zweite Postulat - „**Störungen haben Vorrang**“ - heißt, „nicht Lern- und Lebensstörungen zu durchbrechen oder beiseite zu schieben, sondern sie anzuerkennen als Teil der Person“ (COHN, 1992; S. 183).
- III. TZI folgt einem **partizipativen Leitungsstil**; d. h. der/die LeiterIn stellt sich so wie er/sie ist mit den TeilnehmerInnen der Gruppe auf eine Stufe.
- IV. Zu den zentralen TZI-Prinzipien gehört das **Prinzip der Dynamischen Balance** zwischen Person (ICH), Gruppeninteraktion (WIR) und Thema oder Aufgabe (ES) innerhalb des Umfeldes (GLOBE). Das Interaktionsdreieck der TZI ist dem Modell des Interpretationsdreiecks (s. S. 21) sehr nah. Das Prinzip der Dynamischen Balance, das die Basis der TZI-Gruppenarbeit und -leitung darstellt, beschreibt die Notwendigkeit, Gegenpole im Leben im Sinne einer dynamischen Neuorientierung einzubeziehen (wie es z. B. auch der Yin-Yang-Philosophie entspricht). Bei der Formulierung des Themas (ES) muss es sich um kein rein sachbezogenes Thema handeln.

Schließlich strebt die TZI ein **Struktur-Prozess-Vertrauen** (positives affektives Klima) als zentrales Organisationsprinzip ihrer Veranstaltungen an. Struktur gibt Sicherheit (durch Begrenzung), wird aber erst durch Prozesse lebendig.

**Hilfsregeln** (z. B. „Vertritt Dich selbst in Deinen Aussagen.“) dienen in der TZI als Interventionshilfen, die eine Einhaltung der Grundlagen erleichtern, wenn sie nicht zu starr angewandt und in die Sprache der TeilnehmerInnen übertragen werden.

# Das Interpretationsdreieck und die vier Asse der Interpretation

mit viel Raum für eigene Notizen...



## Zur Bedeutung der Phänomene

An der Spitze des Interpretationsdreiecks als dem grundlegenden Modell der Natur- und Kulturinterpretation (s. S. 21) steht das Phänomen.

Ein- und Ausklang einer Interpretation können den Brückenschlag in die Lebenswelt der BesucherInnen in den Vordergrund rücken - die Interpretation selbst stellt aber stets tatsächlich wahrnehmbare Gegenstände (Baum, Obstwiese, altes Gutshaus,...) oder davon ausgehende Ereignisse (Sonnenaufgang, Vogelgesang, Wind,...) in den Mittelpunkt.

**Eine Interpretation, die nicht auf einem vor Ort vorhandenen, aus erster Hand erfahrbaren Phänomen aufbaut, ist keine Interpretation.**

Einerseits dient das Phänomen dazu, unsere Botschaften für die BesucherInnen zu vergegenständlichen, also be-greifbar zu machen. Erst wenn das Abstrakte (etwa die Sukzession bei der Besiedlung einer Brache) durch das Herausstellen der Phänomene vor Ort (dieser Flechte, dieser Moospflanze, dieses Farnwedels, dieser Baumgestalt,...) konkret wird, finden BesucherInnen, die in ihrer Lebenswelt nicht mit solchen Dingen befasst sind, einen unmittelbaren Zugang.

Andererseits repräsentiert das Phänomen – schon durch die Wahl des Begriffs an sich – aber auch unsere Philosophie. Das sollte zumindest ein wesentliches Kriterium dafür sein, es überhaupt für unsere Interpretation auszuwählen. Und es zu würdigen, es gemeinsam mit den BesucherInnen aufzuheben, bedeutet gleichzeitig eine Würdigung dessen, womit es verbunden ist, und wofür es unserer Überzeugung nach steht.

Wir sind es gewohnt, alte Vasen und Gemälde mit Samthandschuhen anzufassen.

**Wir sollten alle Natur- und Kulturphänomene, die wir zu Gegenständen unserer Interpretation machen so behandeln, wie es einzigartigen Erscheinungen gebührt, an deren Entstehung wir bestenfalls begrenzt Anteil haben.**

Wenn es uns gelingt, diese Achtung für ein Phänomen auf die BesucherInnen überspringen zu lassen, können wir oft mehr erreichen als mit der Vermittlung von Fakten über das Phänomen.

Schon der Annäherung der BesucherInnen an das Phänomen sollten wir deshalb besondere Aufmerksamkeit schenken. In der personalen Interpretation spielen dabei v. a. Fokusfragen eine Rolle, die auf das unmittelbare Erleben des Phänomens abzielen (s. a. S. 22). In dieser ersten Phase der Annäherung sollten wir das Phänomen – und in der Folge auch seine Botschaft - für die BesucherInnen wo möglich sichtbar, hörbar, fühlbar, riechbar und schmeckbar, also mit allen Sinnen erfahrbar machen. Jede dieser Formen setzt eigene Assoziationen bei den BesucherInnen frei. Zudem lässt sich das Phänomen aus mehreren Perspektiven (wissenschaftlich, ästhetisch, philosophisch, symbolisch,...) beleuchten, die es erst in der Zusammenführung plastisch werden lassen. Je mehr Phänomene diesbezüglich hergeben, desto größer ist ihr Interpretationspotential.

Wenn wir uns mit den Phänomenen befassen, bleibt es natürlich auch nicht aus, dass wir Hintergründe beleuchten, die für die BesucherInnen nicht unmittelbar wahrnehmbar sind (etwa die Vorgänge in einem Baum). Auch für Hintergrundinformationen ist ein wichtiges Auswahlkriterium ihre Erfahrbarkeit. Insgesamt sollten wir aber v. a. darauf achten, dass das *kognitive* Eindringen in die Hintergründe zum Phänomen im Gleichgewicht steht mit dem *affektiven*, unmittelbaren Erleben des Phänomens an sich.

# Zur Bedeutung des Dialogs mit den BesucherInnen

Das aktive Eingehen auf die BesucherInnen ist eine der Grundlagen guter Interpretation. Aber auch aus didaktischer Sicht spricht viel für eine intensive Einbeziehung: Was Menschen selbst sagen und tun prägt sie dauerhafter als das, was sie nur hören und sehen.

## Wie sprechen wir unsere BesucherInnen persönlich an?

Viele BesucherInnen sind erst dann wirklich beteiligt, wenn sie sich persönlich aufgehoben fühlen. Dieses Gefühl können wir v. a. in der personalen Interpretation fördern durch

- ⇒ Blickkontakt
- ⇒ gegenseitiges Vorstellen (v. a. informell), Aufgreifen und Verwenden der Namen
- ⇒ Du- bzw. Sie-Botschaften („Haben Sie jemals...“, „Wann haben Sie das letzte Mal...“)
- ⇒ Aktives Zuhören, um mehr zu erfahren („Sie sind also gern im Wald unterwegs?“)
- ⇒ Bezug zu Freunden der TeilnehmerInnen oder Gruppen, denen sie sich zurechnen
- ⇒ Bezug zur Lebenswelt der TeilnehmerInnen (Arbeit, Familie, Hobbies,...)

## Was macht unsere Fakten attraktiv?

Interpretation soll durchaus auch unterhaltsam sein. Möglichkeiten, nüchterne Sachbotschaften „einzukleiden“ und so für die BesucherInnen interessanter zu machen, sind:

- ⇒ Bezug zu Zeit und Ort („Dieser Baum...“, „Hier, wo wir jetzt stehen...“, „Gerade eben...“)
- ⇒ aufregender Erlebnisbericht („Als ich vorige Woche hier vorbeigekommen bin...“)
- ⇒ herausgestellte Metaphern (Baumkrone, Blätterdach, Wurzelgeflecht,...)
- ⇒ Vergleiche („Bäume sind riesige Pumpen“, „Bäume haben eine effektive Architektur“)
- ⇒ Beispiele („Diese Erle zeigt uns, wie Bäume Verletzungen auswachsen können“)

## Wie finden wir in der personalen Interpretation vom Vortrag zum Gespräch?

Wer fragt führt – und zugleich beziehen Fragen die BesucherInnen mit ein. Geschlossene Fragen, auf die mit „Ja“, „Nein“ oder einem Begriff geantwortet wird (etwa: „Wie heißt dieser Baum“) geben uns eine erste Rückmeldung; sie führen aber nicht weiter.

Hilfreicher für den Dialog sind offene Fragen, deren Antwort noch nicht feststeht. Es gibt

- ⇒ Fokusfragen („Wie fühlt sich die Borke dieses Baumes an?“)
- ⇒ Prozessfragen („Wie reagiert dieser Baum, wenn seine Borke verletzt wird?“)
- ⇒ Meinungsfragen („Was können wir tun, wenn Bäume unter Saurem Regen leiden?“)

## Wie bringen wir BesucherInnen dazu, selbst etwas zu tun?

Einer unserer Grundsätze in der personalen Interpretation sollte sein:

Tue nichts, was der/die BesucherIn auch selbst tun kann.

Die erste Stufe der aktiven Einbeziehung ist, etwas vorzuführen und die BesucherInnen dabei helfen zu lassen („Können Sie diesen Ast bitte 'mal halten?“). Bei der zweiten Stufe bekommen die BesucherInnen schließlich Aufgaben, während wir nur bei der Lösung helfen. Diese Aufgaben beziehen den konkreten Natur- oder Kulturraum und möglichst viele Sinne mit ein. Folgendes macht eine Einbeziehung für die BesucherInnen attraktiv:

- ⇒ die Herausforderung, etwas bestimmtes zu finden
- ⇒ die Aussicht, etwas enthüllen zu können
- ⇒ die Möglichkeit, zu helfen
- ⇒ die Ergänzung von etwas Unvollständigem.

## Zur Bedeutung unserer eigenen Rolle

Bis ins letzte Viertel des 20. Jh. hinein herrschte in der deutschen Bildungslandschaft noch weitgehend Einigkeit darüber, dass eine „objektive“ Darstellung von Fakten unverzichtbar ist, und dass – insb. im Bereich der Museumsführung – persönliche Assoziationen der führenden Person oder gar das Ziehen von Parallelen zwischen menschlichen und Tier- oder Pflanzengemeinschaften unterbleiben sollten. Die Tatsache, dass hier ein Unterschied zu Bildungsansätzen im anglo-amerikanischen Sprachraum bestand, ist sicher auch mit der Geschichte der 30er und 40er Jahre des 20. Jh. zu erklären.

In der Natur- und Kulturinterpretation wurde die Persönlichkeit des Interpreten / der Interpretin von Beginn an als wesentlicher Bestandteil und als Eckpunkt des Interpretationsdreiecks (s. S. 21) verstanden. Für den US National Park Service, der die ersten InterpretInnen beschäftigte, spielten deren Wertvorstellungen bei der Einstellung eine wichtige Rolle. Darüber hinaus wurde ihnen jedoch ein weitgehendes Vertrauen entgegengebracht, was dazu führte, dass die Landschaften, für die sie standen, Teil ihrer Persönlichkeit wurden – und ihre Persönlichkeit ein wichtiger Aspekt ihrer Interpretation.

Die eigene Persönlichkeit kann durchaus auch in die Formen medialer Interpretation (s. Anl. V) einfließen. Der wesentliche Vorteil, den personale gegenüber medialen Formen bieten, liegt jedoch in der Möglichkeit, auf die Art, wie Menschen eine einmalige Situation wahrnehmen, unmittelbar eingehen zu können. Wenn wir einerseits ein Konzept abspulen oder andererseits die Leitidee aus dem Blick verlieren, verspielen wir diesen Vorteil. Und beides ist zudem nicht dazu angetan, GeldgeberInnen von personal- und damit kostenintensiven Formen der Interpretation zu überzeugen. Personale Formen - wie die Kurzinterpretation, der Interpretationsgang, die freie Interpretation oder gar die Rolleninterpretation - leben nicht von wissenschaftlicher Distanz. Um authentisch sein zu können, ist die eigene Begeisterung für die Phänome allerdings unverzichtbar.

Wirkt die Gruppe desinteressiert, so müssen wir auch bereit sein, unsere BesucherInnen zu animieren. Dazu gehören Humor und Selbstvertrauen. Gerade wenn wir über ungewöhnliche Fertigkeiten (etwa das Beherrschen eines Musikinstruments) verfügen, können wir der Interpretation eine überraschende und persönliche Note geben. Wenn Meinungsverschiedenheiten auftreten oder BesucherInnen mit dem, was wir sagen, nicht einverstanden sind, können wir das Gesagte zur Diskussion stellen (uns so erst einmal aus der Schusslinie bringen) - und den Prozess in der Gruppe moderieren. Dazu müssen wir natürlich über eine entsprechende Methodenkenntnis verfügen. Die Situation in der Natur zu nutzen bedeutet auch, dort nicht die Atmosphäre eines Schulungsraums aufkommen zu lassen. Aus all dem wird klar, dass unsere Rolle nicht beschränkt ist auf die eines Vortragenden oder die eines Animateurs oder die eines Moderators, sondern dass wir viele Rollen in uns vereinen müssen, wie das FREEMAN TILDEN in seinem dritten Grundsatz der Interpretation fordert (s. Anl. II). Und bei all dem müssen wir natürlich auch über die nötige Sachkenntnis verfügen.

Niemand von uns ist perfekt - und das ist auch wichtig, damit wir die für einen Dialog auf gleicher Augenhöhe notwendige gemeinsame Ebene mit unseren BesucherInnen nicht verlieren. Über unsere persönliche Rolle nachzudenken bedeutet aber zumindest, dass wir uns über unsere Stärken und Schwächen im Klaren sind.

Und jede Interpretation sollte zudem wenigstens ein kleines Element enthalten, das uns an unseren Fehlern arbeiten lässt...

## Zur Bedeutung der Leitidee

Wir sind es gewohnt, in Themenfeldern zu denken, deren Definition meist auf abstrakten Klassifikationen beruht. Das **Thema** einer Interpretation kann bspw. „Frühblüher“ oder „Wikingerzeitliche Keramik“ heißen. Wir brauchen Themen, um Informationen zu recherchieren, zu ordnen und greifbar zu machen. Die Vorbereitung eines Themenfeldes ist aber nur eine Vorstufe bei der Erarbeitung einer Interpretation.



Dem Grundgedanken des Interpretationsdreiecks folgend (s. S. 21) ist es für jede Interpretation nicht nur wichtig, Themen an Phänomenen festzumachen, sondern auch deren Beziehung zu unseren BesucherInnen herauszuarbeiten. Tilden schreibt von einer „larger truth“, von einer tieferen Wahrheit, die es mit Hilfe der Interpretation zu enthüllen gilt. Um eine geistige Brücke zwischen Phänomen und BesucherIn aufbauen zu können, und um unserer Interpretation eine Richtung zu geben, brauchen wir also – zusätzlich zu unserem Themenfeld - eine **Leitidee**. Die Leitidee sollte sehr einfach gehalten sein. Und doch (oder gerade deshalb) fällt es uns oft schwer, zugkräftige Leitideen zu entwickeln.

Um den Unterschied zwischen Themenfeld und Leitidee zu verdeutlichen zwei Beispiele:

Phänomen:	Themenfeld:	Leitidee:
Erdbeben	Bodenerosion	Der Wald verliert den Boden unter den Füßen.
Scharbockskraut	Frühblüher	Das Scharbockskraut wartet auf seine Zeit.

Leitideen sind am eindrucksvollsten, wenn sie eine Identifikation der BesucherInnen mit dem Phänomen nahe legen (s. Anl. VI). Verbinden wir mehrere Phänomene, so stellen wir sie unter eine **Haupt-Leitidee**, die dann auch etwas allgemeiner sein darf. Beispiel:

Interpretationsraum:	Themenfeld:	Haupt-Leitidee:
Hochplateau	Tafelberge	Tafelberge stehen wie Inseln in der Landschaft.

Der Inselgedanke wird nun – je nach Interpretationspotential - auf mehreren Interpretationsfeldern (Naturinsel im Kulturräum, Inselvegetation, Meeresinsel in der Erdgeschichte,...) durch Phänomene belegt und mit Leitideen zu den Phänomenen untersetzt.

Leitideen sind immer vollständige Sätze, die

- ⇒ unter die Haut gehen und die Dinge auf den Punkt bringen
- ⇒ sich in den Phänomenen vor Ort eindrucksvoll verankern lassen
- ⇒ Analogien zur Lebenswelt unserer BesucherInnen nahe legen
- ⇒ uns und unseren BesucherInnen wie Leitsterne/Leuchttürme Orientierung geben.

Erst durch eine Leitidee wird aus einem Phänomen ein Interpretationsgegenstand.

Bei den medialen Formen kommen Leitideen eher früher, bei den personalen eher später ins Spiel. Gerade bei den personalen Formen ist wichtig, dass dem Interpretierenden / der Interpretin zwar die Richtung der Interpretation klar ist, dass aber der Weg, auf dem sich die BesucherInnen der Leitidee nähern, möglichst offen bleibt.

Jede Leitidee unterstützen wir durch etwa drei konkrete Aussagen, die ebenfalls als vollständige, wenngleich eher nüchterne Sätze gefasst sind. Um zu einer Aussage zu kommen, ergänzen wir den Satz: „Nach meiner Interpretation sollen die BesucherInnen erfahren haben, dass...“ und formulieren den entstandenen Nebensatz zu einem Hauptsatz um.

# Interpretationsfelder und Interpretationspotentiale

Anfang der 80er Jahre des 20. Jh. wurde erstmals ein Versuch unternommen, das Konzept der Natur- und Kulturinterpretation auf deutsche Verhältnisse zu übertragen. Getragen wurde dieser Versuch im Wesentlichen von den Professoren für die Didaktik der Biologie Willfried Janssen (Bildungswissenschaftliche Hochschule Flensburg) und Gerhard Trommer (Goethe-Universität Frankfurt/Main).

Janssen und Trommer arbeiteten v. a. auf dem Feld der Naturinterpretation. Um die gesamte Bandbreite der Phänomene eines Naturraums bewusst werden zu lassen, unterschieden sie insgesamt acht **Interpretationsfelder**:

- |                                |                                      |
|--------------------------------|--------------------------------------|
| 1. Topographische Dimension    | Weite, Gliederung und Begrenztheit   |
| 2. Hydrographische Dimension   | Bäche, Sümpfe, Seen,...              |
| 3. Geomorphologische Dimension | Entstehungsgeschichte                |
| 4. Biologische Dimension       | Artenvielfalt                        |
| 5. Ökologische Dimension       | z. B. Einnischungen und Vernetzungen |
| 6. Ökonomische Dimension       | Nutzungsspuren und Belastungen       |
| 7. Historische Dimension       | Entwicklung des Raumes in der Zeit   |
| 8. Klimatische Dimension       | Eindrücke, die das Wetter macht      |

Die Berücksichtigung dieser Felder, die i. w. von Janßen am Beispiel des Nationalparks Schleswig-Holsteinisches Wattenmeer erarbeitet wurden (vgl. Janßen, 1990), sollte „der didaktischen Strukturierung des Naturerlebens“ dienen. Damit der für die Interpretation typische Aspekt der Zuneigung zur Natur in der wissenschaftlich geprägten Klassifizierung nicht verloren ging, formulierte Janßen – gewissermaßen quer zu den acht Interpretationsfeldern – den landschaftsästhetischen Aspekt, der alle Dimensionen durchdringen sollte.

Gerhard Trommer bezeichnete Naturinterpretation als „Symbiose von Naturerlebnispädagogik und Didaktik der Ökologie“ (vgl. Trommer, 1991) und gehörte zu den Initiatoren der Rucksackschule Naturpark Harz, die das Konzept der Interpretation 1985 erstmals in Deutschland umzusetzen versuchte. In den 90er Jahren führte Gerhard Trommer studentische Wildnisexkursionen in New Mexico und in Norwegen durch, auf denen die Wahrnehmung der Landschaft nach den acht Interpretationsfeldern eine wichtige Rolle spielte. Ihre Eindrücke ordneten die StudentInnen in Tagebüchern.

In der heutigen Praxis der Natur- und Kulturinterpretation spielen Interpretationsfelder bei der Betrachtung der Phänomene eine nachgeordnete Rolle. Denn sie können gerade InterpretInnen mit naturwissenschaftlichen Hintergründen dazu verleiten, ihre Eindrücke unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten zu kategorisieren, statt zunächst der eher subjektiv empfundenen Bedeutung der Phänomene Raum zu geben.

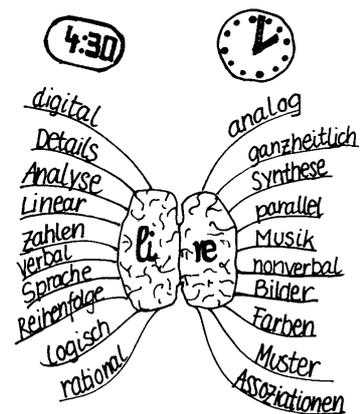
Die Interpretationsfelder sind dennoch eine von mehreren Möglichkeiten, das **Interpretationspotential** eines Phänomens auszuloten. Das Interpretationspotential gibt Auskunft darüber, was ein Phänomen für die Interpretation hergibt. Neben wissenschaftlichen Besonderheiten spielen auf der Grundlage des Interpretationsdreiecks (s. S. 21) dabei auch die Bezüge zur Lebenswelt der BesucherInnen und (v. a. bei der personalen Interpretation) die Bedeutung der Phänomene für die InterpretInnen selbst eine Rolle.

Verschiedene Vorschläge zur Erschließung des Interpretationspotentials von Phänomenen finden sich in Text 20.

## Abläufe bildhaft planen und erinnern

Wenn wir eine Kurzinterpretation planen, dann sind die Leitidee und ihre Aussagen überschaubar. Wir können sie untereinander schreiben und leicht erinnern. Bei einem Interpretationsgang wird das schon schwieriger. Und die freie Interpretation macht ein Erinnern nahezu unmöglich, weil ja nicht vorherzusehen ist, was wann geschieht. - Zum Glück gibt es aber noch andere Möglichkeiten, uns wesentliche Eckpunkte zu merken. Möglichkeiten, mit denen uns unser Bildungssystem oft nur unzureichend vertraut macht. Böse Zungen behaupten, die Hälfte unseres Gehirns bleibe weitgehend ungenutzt. Wie das?

Einer These zufolge sind die beiden Hälften unseres Großhirns auf unterschiedliche Informationen spezialisiert (s. a. S. 14). Während es uns die linke Hirnhälfte möglich macht, zu sprechen, zu lesen und zu schreiben, mit Zahlen umzugehen und Dinge unter logischen Gesichtspunkten zu untersuchen, ist die rechte Hirnhälfte besonders gut in der Lage, sich Bilder und Farben, Rhythmen, Melodien und Geschichten einzuprägen. Sie sucht nach Formen, die denen, die sie schon kennt, ähnlich sind und schafft es so - quasi „ohne nachzudenken“ – dem Erkennen eines Symbols (etwa eines Warnsignals) sofort eine Reaktion folgen zu lassen. Dabei laufen viele Vorgänge im Kopf unbewusst und parallel ab.



Der wesentliche Vorteil der linken Hirnhälfte wäre demnach, Dinge exakt zu benennen. Dafür ist unsere Speicherkapazität für exakte Informationen begrenzt. Die rechte Hirnhälfte arbeitet vergleichsweise unscharf. Dafür kann ein Bild oder eine Melodie aber ein ganzes Bündel von damit verbundenen Informationen (Assoziationen) freisetzen – und darauf kommt es umso mehr an, je unvorhersehbarer der Verlauf einer Interpretation ist.



Eine Methode, die die Vorzüge der rechten Hirnhälfte nutzt, ist das von dem Engländer TONY BUZAN in den siebziger Jahren entwickelte Mind-Mapping („Gedächtnislandkarte“ oder Netzbild). Der wesentliche Vorteil einer Mind-Map - z. B. gegenüber einer Liste – ist der, dass die Mind-Map solche Assoziationen wiedergibt. Sie zeigt, welche Gedanken miteinander in Beziehung stehen und macht somit das Weiterdenken in unterschiedlichen Richtungen möglich. Mind-Maps sollen neben Worten auch Farben und Symbole enthalten, also auf möglichst weitgehende Visualisierung ausgelegt sein. Denn so lassen sie sich noch weitaus besser erinnern.

Wir können Mind-Maps erarbeiten, indem wir Aussagen zu den Phänomenen und die Methoden, mit denen wir sie vermitteln möchten, bildhaft darstellen (visualisieren) und wie Zweige an einem Baum strukturieren. Oft kommen uns dabei die besten Ideen. Wenn wir eine Präsentation mit der zugehörigen Mind-Map in der Hand geübt haben, dann merken wir, wie sich uns die Bilder um einiges besser einprägen, als wenn wir nur mit Stichworten gearbeitet hätten - und v. a. merken wir uns, welches Bild neben welchem steht und können unsere Interpretation so aus ganz unterschiedlichen Richtungen und ggf. auch von einem Bild zu einem weiter entfernten springend entwickeln.

# Zum Einsatz von Hilfsmitteln

## Wozu dienen Hilfsmittel?

Hilfsmittel helfen

- ⇒ das Blickfeld der TeilnehmerInnen zu begrenzen (z. B. Bilderrahmen)
- ⇒ den Blick zu fokussieren (z. B. Blickrohre)
- ⇒ ungewöhnliche Blickwinkel zu ermöglichen (z. B. Spiegel)
- ⇒ etwas deutlicher sichtbar zu machen (z. B. Ferngläser und Lupen)
- ⇒ etwas zu markieren, zu verbinden oder zu vergleichen (z. B. Schnüre)
- ⇒ längere Prozesse modellhaft wahrnehmbar zu machen (z. B. Erosionsmodelle)

Hilfsmittel sollen einen Bezug zu den TeilnehmerInnen herstellen und unsere Botschaft unterstützen. Sie dienen somit dem Gegenstand und sollen auf keinen Fall dominieren. Diese Gefahr besteht v. a. bei technisch aufwendigen Geräten, wenn deren Funktionsweise in den Vordergrund tritt. Solche „Hilfsmittel“ sollten wir nicht einsetzen.

## Störungen als Hilfsmittel bei der personalen Interpretation?

Störungen kommen von innerhalb einer Gruppe („Das sehe ich ganz anders!“) oder von außerhalb (Ein Baum ist über Nacht umgestürzt). Sie überraschen, bleiben so oft dauerhaft im Gedächtnis und sind damit eine wichtige Lernform – wenn wir sie aufgreifen können. Störungen als Herausforderung und als Hilfsmittel für eine intensive Auseinandersetzung begreifen zu können ist wichtig; schon um die Angst vor Störungen zu nehmen.

## Wozu dient eine Strukturhilfe?

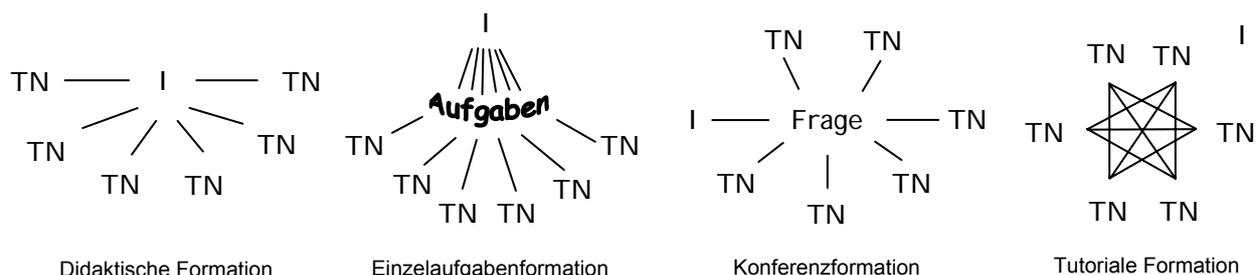
Im Allgemeinen werden einzelne Leitideen (s. S. 25) im Verlauf einer Interpretation nacheinander abgehandelt; sie bauen logisch aufeinander auf.

Manchmal ist das aber nicht möglich. Während sich in natura die Gegenstände eines zweiten Themenkreises schon in den Blick drängen, lassen die Elemente, die die eigene Themenlinie ergänzen sollten, noch auf sich warten. Damit die BesucherInnen den Überblick behalten, ist in solchen Fällen eine Strukturhilfe sinnvoll.

Strukturhilfen machen erkennbar, wo wir gerade stehen und fordern gleichzeitig dazu auf, die einzelnen Themenkreise zu vervollständigen. Eine gute Strukturhilfe ist bspw. ein Lückenbild (etwa in Form einer kleinen Klapptafel): Die BesucherInnen sind dazu angehalten, freie Flächen in einem Übersichtsbild mit puzzleartigen Teilen zu füllen. So wird das Ordnungsprinzip der kausalen Folge durch das der Vollständigkeit ersetzt.

## Wie formieren wir eine Gruppe bei der personalen Interpretation?

Die Form der Kommunikation bedingt die Formation der Gruppe - und umgekehrt. Die Aufstellung unserer Gruppe ist ein ganz wesentliches Hilfsmittel. Durch die Auswahl geeigneter Orte, durch Aufgaben, Fragen und Diskussionsanstöße können wir z. B. folgende Formationen bewusst (und für die Gruppe unbemerkt) herbeiführen:



# Vom Phänomen über die Leitidee zur Kurzinterpretation

Die Bedeutung von Phänomenen (s. S. 22) und Leitideen (s. S. 25 und Anl. VI) für die Interpretation haben wir schon herausgestellt. Phänomene mit Themenfeldern in Verbindung zu bringen, fällt vergleichsweise leicht. Deutlich schwieriger ist es aber, aus dem Phänomen heraus zur Leitidee und schließlich zur Interpretation zu kommen.

Hierzu sollen drei Vorschläge gemacht werden:

## Die Leitidee aus den Botschaften eines Phänomens

John Muir folgend (s. Zitat auf dem Titel) unterstellen wir, dass die Phänomene eine Sprache sprechen, die es zu übersetzen gilt. Wenngleich dieses Bild nicht zu ernst genommen werden sollte (denn wir sind es ja, die den Phänomenen unsere Botschaften „anhängen“) stellt diese Übung eine gute Möglichkeit dar, zu zugkräftigen Leitideen zu kommen.

Wir wählen dazu ein Phänomen mit einem großen Interpretationspotential aus und lassen es „sprechen“, indem wir unsere Wahrnehmungen in Ich-Botschaften umformulieren. (bspw. „sagt“ das Moos an einem Baumstamm: „Ich fühle mich hier auf der Wetterseite des Stammes am wohlsten.“) Diese Ich-Botschaften befestigen wir am Phänomen oder halten sie schriftlich fest. Haben wir einige Botschaften zusammengetragen, so entwickeln wir die vielversprechendste nach den Vorgaben in Text 16 zur Leitidee fort.

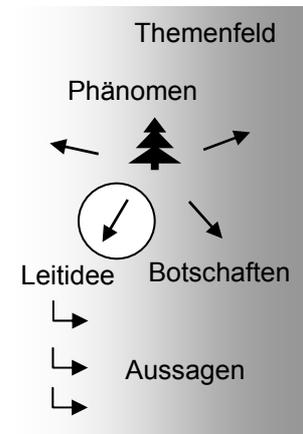
## Die Leitidee aus der persönlichen Auseinandersetzung mit dem Phänomen

Diese Möglichkeit bietet sich an, wenn wir die Leitidee für eine Kurzinterpretation zu zweit erarbeiten möchten. Dazu setzen wir uns zunächst etwa zehn Minuten unabhängig voneinander mit dem Phänomen auseinander. Manchmal hilft es, das Phänomen zeichnerisch zu begreifen, um tiefer einzutauchen; aber auch verschiedene Formen der Meditation oder das Verfassen einer Ich-Geschichte (Beschreibung des Umfelds aus Sicht des Phänomens) sind geeignet. Anschließend machen wir unserem Partner / unserer Partnerin im Gespräch begreiflich, was für uns das Wesentliche am Phänomen ist. Er / sie fasst das in einem knappen Satz zusammen, der die Kriterien einer Leitidee erfüllt. In der Partnerübung wird unser subjektiver Eindruck objektiviert. Dennoch bleiben die Leitideen oft persönlich (wodurch sie sich nicht immer für die mediale Interpretation eignen).

## Die Leitidee als Ergebnis einer Trainingskonferenz

In der Gruppe können wir bisweilen recht zügig Leitideen erarbeiten, indem wir uns dem Phänomen gegenüberstellen und nacheinander zunächst festhalten, was wir physisch wahrnehmen („Ich sehe...“ – ggf. auch „Ich höre...“, „Ich rieche...“ usw.). Danach verknüpfen wir unsere Wahrnehmungen mit dem, was wir damit verbinden. („Wenn ich dieses Phänomen betrachte, dann habe ich das Gefühl, dass...“). Unter den Feststellungen, die in solch einer Runde getroffen werden, sind i. d. R. mehrere „leitideeverdächtig“.

Leitideen dienen vorrangig dazu, Brücken zwischen den Phänomenen und den BesucherInnen zu schlagen, auf denen wir dann auch konkrete Fakten (Aussagen) transportieren können. Diese Fakten gilt es festzuhalten. Nur in Ausnahmefällen sollten wir Interpretationen ausschließlich auf Empfindungen aufbauen.



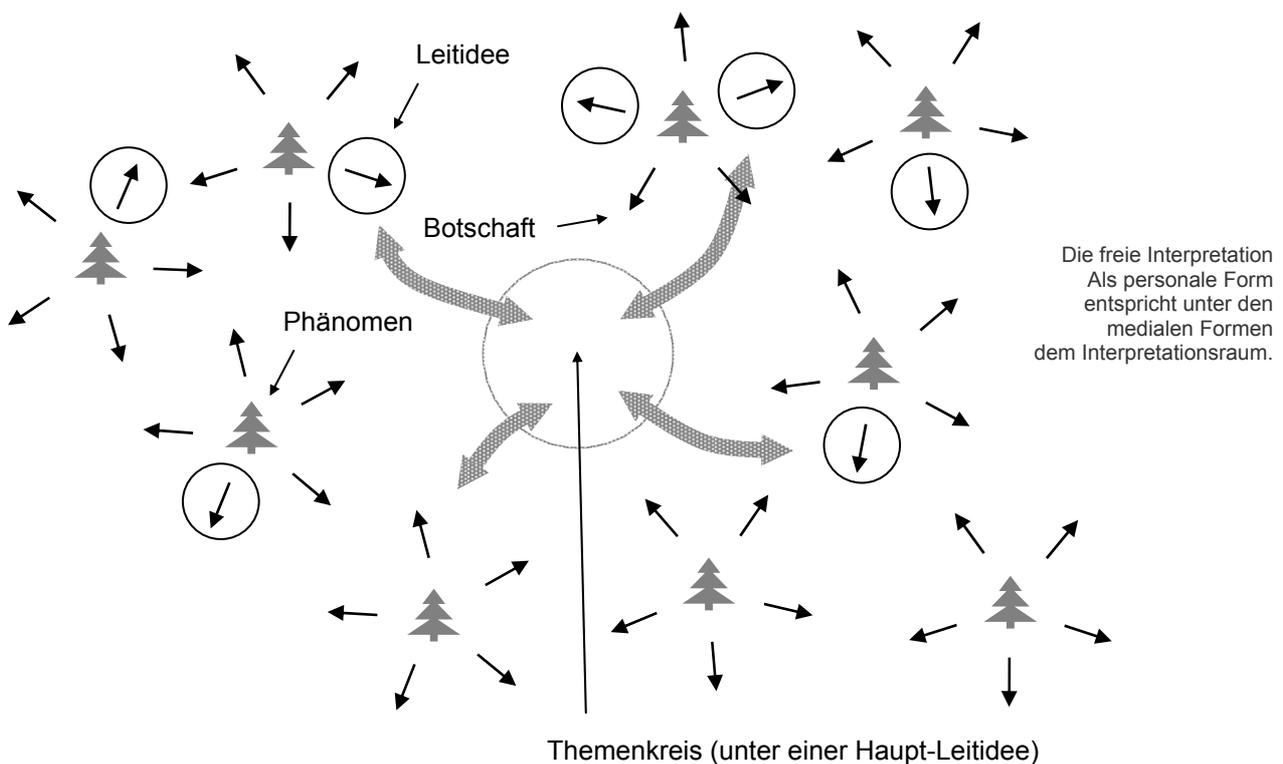
Die Kurzinterpretation als personale Form entspricht unter den medialen Formen dem Interpretationselement.



## Die freie Interpretation im Themenkreis

Die freie Interpretation ist die dritte und anspruchsvollste reguläre Form der personalen Interpretation. Im Gegensatz zur Kurzinterpretation oder zum Interpretationsgang ist sie nicht sequentiell, sondern punktuell strukturiert. Das heißt: Es gibt keine von uns festgelegte Reihenfolge, in der die einzelnen Phänomene abgehandelt werden, sondern i. w. entscheidet der/die BesucherIn, wann er/sie sich womit beschäftigen möchte. In der freien Interpretation ergibt sich die Struktur aus dem Dialog mit den TeilnehmerInnen.

Die freie Interpretation darf aber nicht zur Plauderei werden. Um dem Gesprächsverlauf in jeder Hinsicht gewappnet zu sein, sollte der/die InterpretIn sich mit allen Phänomenen im Umfeld, die von den BesucherInnen angesprochen werden könnten, vertraut gemacht haben. Um flexibel reagieren zu können, hält er/sie zu möglichst vielen Botschaften dieser Phänomene entsprechende Leitideen bereit. Alle diese Leitideen sind innerhalb eines Themenkreises miteinander vernetzt. Darüber hinaus muss der/die InterpretIn ein Gespür dafür entwickeln, was die BesucherInnen wirklich anspricht, und welche Aussage wann und wie platziert werden kann.



In der Regel wird die freie Interpretation dort eingesetzt, wo ein großer Andrang von BesucherInnen zu erwarten ist – also an den touristischen Brennpunkten. Sie kann fließend in eine Kurzinterpretation übergehen, wenn von Seiten der BesucherInnen ein entsprechendes Interesse signalisiert wird. Umgekehrt können auch sequentielle Formen wie der Interpretationsgang Elemente der freien Interpretation enthalten; etwa wenn der/die InterpretIn die Gruppenformation durch im Nachhinein auszuwertende Einzelaufträge auflockert (s. S. 28). Eine Rolleninterpretation mit mehreren InterpretInnen (s. S. 32) hat fast immer den Charakter einer freien Interpretation.

## Die Rolleninterpretation als personale Sonderform

Die Rolleninterpretation ist eine Form der personalen Interpretation, bei der das Nachspielen einer historischen Figur der Vermittlung eines meist räumlichen Phänomens (etwa einen historischen Gebäudes) dient. Bei der Rolleninterpretation nimmt der dargestellte Charakter im Interpretationsdreieck die Stelle des Interpreten / der Interpretin ein.

Wenngleich prinzipiell unterschiedliche Rollen (also bspw. auch das Hineinversetzen in Tiere oder Pflanzen) denkbar sind, gehört die Rolleninterpretation doch i. w. zum Bereich der historischen Interpretation. BesucherInnen, die über eine Figur in eine andere Lebenssituation eintauchen, können diese oft besser nachempfinden, da sie das Phänomen mit den Augen derer sehen, die zur jeweiligen Zeit damit verbunden waren. Je durchgängiger die Illusion ist, die historische Situation tatsächlich zu erleben, desto überzeugender ist die Interpretation. Deshalb werden die BesucherInnen oft auch – z. B. durch überraschendes Spontantheater - aus ihrer Beobachterrolle herausgeführt.

Die Rolleninterpretation bleibt i. d. R. auf einen Teil des Besuchs beschränkt und wird durch andere Formen ergänzt. Weil sie die Wahrnehmung der BesucherInnen zumeist auf einen Teilaspekt fokussiert, ist es wie bei allen Interpretationen wichtig, sie in einen Zusammenhang zu stellen und das Phänomen dabei nicht aus dem Blick zu verlieren.

Grundsätzlich kann eine Rolleninterpretation als Sonderform der Kurzinterpretation verstanden werden. Um unterschiedliche Perspektiven zu ermöglichen, können aber auch mehrere InterpretInnen an einer Rolleninterpretation beteiligt sein, die dann unterschiedliche Charaktere einer Epoche verkörpern, und die die BesucherInnen im freien Wechsel (Free Flow) für sich und ihre Sache begeistern.

Im Zusammenwirken mehrerer InterpretInnen ist es erheblich leichter, im Dialog mit den BesucherInnen eine Rolle „durchzuhalten“. Deshalb sind bei dieser Form Interpretationsgänge eher selten. Eine Rolleninterpretation, bei der sich mehrere InterpretInnen den Ball zuspielen, hat grundsätzlich den Charakter einer freien Interpretation.

Es wird zwischen Rolleninterpretationen in der ersten Person (Ich...) und solchen in der dritten Person (Er/sie...) unterschieden. Abstufungen der historischen Rolleninterpretation, die immer in historischer Kostümierung stattfindet, sind

1. Durchführung einer gewöhnlichen Kurzinterpretation in Kostümierung (3. Person)
2. Vorstellung der historischen Persönlichkeit mit ihren Attributen/Tätigkeiten (3. Person)
3. Rollenspiel aus der Sicht eines Zaungastes der jeweiligen Epoche (1. Person)
4. Rollenspiel, berichtend vom eigenen Tun in der Vergangenheit (1. Person)
5. frei handelnde Rolleninterpretation in der (historischen) Gegenwart (1. Person)

Die Erarbeitung eines Charakters, unabhängig davon, ob es sich um eine historisch belegte oder um eine fiktive Persönlichkeit handelt, ist mit großem Aufwand verbunden. Der sorgfältigen Recherche der historischen Epoche mit konkretem Ortsbezug folgt die Erarbeitung eines „Steckbriefs“ (Geburtsdatum und Geburtsort, Beruf, gesellschaftliche Stellung und Familienstand, Verwandte und Bekannte, Haltung und Ausdrucksweise, Sprache und Kleidung,...). So weit es sich nicht um eine historische Persönlichkeit handelt, wird auf der Grundlage dieser Daten eine Lebensgeschichte „rekonstruiert“.

Bei der historischen Rolleninterpretation ganz in der Rolle zu stehen ist wichtig, um die Leitideen sicher verfolgen und in den Dialogen mit den BesucherInnen dennoch beweglich sein zu können.

# Betreuung von Geländepunkten und Infoständen

Im Alltag von SchutzgebietsbetreuerInnen müssen oft Schutz- und Kontrollaufgaben mit den Aufgaben der Interpretation kombiniert werden. Bestimmte, für BesucherInnen attraktive Geländepunkte suchen wir zu Zeiten auf, in denen sie besonders stark frequentiert sind. Daraus kann sich eine Form der Interpretation ergeben, in deren Verlauf wir zunächst über Aspekte von Natur und Landschaft informieren, die Informationsgespräche unter vier Augen dann zur Interpretation für spontan zusammenkommende BesucherInnengruppen werden lassen und schließlich an einen anderen Punkt weiterziehen, wenn alle Fragen beantwortet sind. So wird ein Landschaftsteil zum Interpretationsraum.

Diese lebendige Art der Interpretation wird **Freie Interpretation** genannt (engl. „Roving Interpretation“, s. S. 30). Freie Interpretation ist sehr anspruchsvoll. Wenn sie nicht zur Plauderei werden soll, setzt sie voraus, dass wir die Interessen der BesucherInnen einschätzen können und die Phänomene mit ihren jeweiligen Botschaften sehr gut kennen.

Natürlich können wir an einem solchen Punkt auch eine zu einem Thema angekündigte **Kurzinterpretation** (s. S. 29) durchführen (z. B. zu jeder vollen Stunde für ca. 10 min.). Die Kurzinterpretation ist für viele BesucherInnen interessant, weil sie so an einem Ereignis teilnehmen und Fragen stellen können, ohne dass ihre Tagesplanung davon beeinflusst wird. In kurzer Zeit gibt es viele Kontakte, und v. a. für Saisonkräfte, die sich noch keinen Interpretationsgang zutrauen, ist die Kurzinterpretation ein guter Einstieg.

Nicht immer sind wir aber an Orten eingesetzt, wo die Phänomene unmittelbar greifbar sind. Wenn wir **Informationsstände** an Parkplätzen oder außerhalb unseres Schutzgebietes (etwa bei einem Volks- oder Schulfest) aufbauen, stellt sich die Frage, wie wir auch dort über die reine Informationsarbeit hinauskommen können.

Ein Informationsstand besteht i. d. R. aus einem Tisch mit Faltblättern und Broschüren sowie mehreren Tafeln, wobei all diese Materialien entsprechend den Grundsätzen der Interpretation gestaltet sein sollten (s. S. 35 bis 43).

Um aus der Information eine Interpretation werden zu lassen, brauchen wir zumindest eine Auswahl attraktiver Gegenstände, die uns den Brückenschlag in unser Schutzgebiet ermöglichen, die BesucherInnen festhalten, indem sie ihnen etwas (was am Stand bleiben muss) in die Hand geben und uns mit ihnen ins Gespräch bringen. Gut geeignet sind z. B. Schädel und Felle von Tieren oder Gebrauchsgegenstände aus Großmutterns Zeiten. Vorführungen sind besonders attraktiv. Bei der Auswahl sollten wir darauf achten, dass sie mehrere BesucherInnen gleichzeitig beschäftigen, und die Aufmerksamkeit nicht ausschließlich auf dem Objekt liegt. Günstig ist es, wenn BesucherInnen mit BesucherInnen vor BesucherInnen arbeiten (etwa: Seile drehen), während wir Erläuterungen zu dem geben, was da gerade geschieht. Ungünstig sind dagegen Aufbauten, die nur eineN BesucherIn beschäftigen und seine/ihre volle Aufmerksamkeit von uns weg lenken, während sie uns gleichzeitig an ihn/sie binden. Deshalb sind bspw. Mikroskope für den Einsatz an Informationsständen nur bedingt geeignet.

Wenn unser Informationsstand in einem Gewühl von Ständen unterzugehen droht, ist ein attraktiver und aussagekräftiger Blickfang wichtig. Einen Stand, den wir für keine bestimmte Veranstaltung vorbereiten, sollten wir „aufblasbar“ gestalten. Von der Kofferschau bis zum Aktionsfeld mit Sitzgelegenheiten und raumfüllenden Aktionselementen werden wir dann jedem Raumangebot gerecht.

## Zur Gestaltung von Interpretationsgängen

Als Interpretationsgang bezeichnen wir eine Veranstaltung, die

- ⇒ sich an ein allgemeines BesucherInnenpublikum richtet
- ⇒ eine konkrete Haupt-Leitidee hat, die den Verlauf der Veranstaltung bestimmt
- ⇒ über kurze Wegstrecken (ca. 5 min.) wenigstens drei Phänomene verbindet
- ⇒ ein bis zwei Stunden dauern kann.

Die Geführte Wanderung (bei der das gemeinsame Wandern im Vordergrund steht) und die Exkursion (die sich an Fachpublikum richtet) sind also keine Interpretationsgänge.

Der Interpretationsgang ist die Form personaler Interpretation. Er gibt uns die Möglichkeit, uns in unserem Element zu bewegen und dabei all das erfahrbar zu machen, was gute Interpretation ausmacht. Wir können einen Interpretationsgang auf unterschiedliche Art entwickeln. Bewährt hat es sich, auf einem in Frage kommenden Geländeabschnitt zunächst alle Phänomene zu ermitteln, die für die BesucherInnen in irgendeiner Form beeindruckend sein könnten, dann erst eine Haupt-Leitidee für unsere Themenlinie zu formulieren und schließlich genau die Phänomene auszuwählen und durch nachgeordnete Leitideen aufzubereiten, die zur Themenlinie passen (s. S. 76).

Die Ankündigung eines Interpretationsgangs (i. a. über Presse und Faltblätter) sollte neben einem zugkräftigen Motto und einer knappen, stimulierenden Untersetzung vor allem Hinweise zum Treffpunkt (i. d. R. Parkplatz mit ÖPNV-Haltepunkt), zum Termin und zu den Anfangs-/Endzeiten (in Abstimmung auf den ÖPNV), zum Gebiet, zum Schwierigkeitsgrad und zur Ausrüstung enthalten. Wo ein bestimmter Interpretationsgang immer durch die gleiche Person geleitet wird, sollte auch deren Name genannt werden. Die Angabe einer Telefonnummer für Rückfragen ist für viele InteressentInnen wichtig.

Bei der Durchführung des Interpretationsgangs sollten wir schon vorzeitig am Treffpunkt erscheinen. Das ermöglicht ein behutsames „Anwärmen“ und gibt den TeilnehmerInnen genauso Sicherheit wie ein Überblick über die Route und die Vereinbarung eines ohne Schwierigkeiten zu findenden Treffpunktes (bzw. des Endpunktes) für den Fall, dass ein TeilnehmerIn die Gruppe verliert. Wenn möglich sollten wir - neben unserer Notfallausrüstung - ein auf der Strecke erreichbares Funkgerät oder Handy mitführen.

Am Startpunkt vergewissern wir uns, dass die BesucherInnen zweckmäßig ausgestattet sind, begründen mglw. relevante Verhaltensregeln und leiten die Vorstellungsrunde ein, die uns einen Überblick über die BesucherInnen und ihre Interessen verschafft. Dadurch ergibt sich später die Möglichkeit, Erwartungen aufzunehmen und auf Rückmeldungen gezielt eingehen zu können. Von Anfang an sollten wir bemüht sein, mit den BesucherInnen und nicht zu den BesucherInnen zu sprechen.

Nach einem dynamischen Start richten wir das Tempo so ein, dass der Interpretationsgang für die Langsamsten nicht zur Strapaze wird. An den Phänomenen sollte i. d. R. etwa zehn Minuten „gearbeitet“ und der angekündigte Zeitrahmen eingehalten werden.

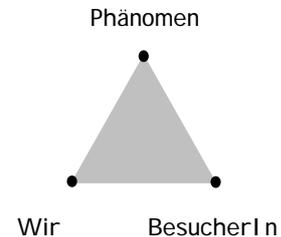
Eine Gruppengröße von zehn bis 15 BesucherInnen ist für einen Interpretationsgang am günstigsten. Ist die Gruppe größer, so müssen in kürzeren Abständen Pausen eingelegt werden. Regelmäßig sollten wir prüfen, ob die Gruppe noch vollzählig ist.

Eine Zusammenfassung des Interpretationsgangs mit der Erinnerung besonderer Erlebnisse und deutlichem Schlußakzent erfolgt, bevor der Endpunkt in Sichtweite ist.

## Zum Einsatz von Tafeln

Die Tafel ist eine kostengünstige Art medialer Interpretation, die für den/die BesucherIn immer verfügbar ist. Sie muss drei Ansprüchen gerecht werden:

- a) dem unserer Einrichtung und ihrer Überzeugungen
- b) dem des Besuchers / der BesucherIn, der/die mit der Tafel konfrontiert wird
- c) dem der Eigenarten des Phänomens, das die Tafel erläutern soll.



Zwischen diesen drei Punkten des Interpretationsdreiecks gilt es, auch mit Hilfe unserer Tafeln, Brücken zu bauen.

Wir unterscheiden - ihrem Zweck entsprechend - vier verschiedene Arten von Tafeln:

- ⇒ Navigationstafeln erleichtern die Orientierung und Fortbewegung im Gelände
- ⇒ Regulationstafeln umfassen Ge- und Verbote sowie die Folgen ihrer Übertretung
- ⇒ Informationstafeln weisen auf Veranstaltungen, Gefahren u. ä. hin
- ⇒ Interpretationstafeln enthüllen Hintergründe zur Natur- und Kulturausstattung.

Wenn wir in der Folge auf die Gestaltung von Tafeln eingehen, so beziehen wir uns vor allem auf **Interpretationstafeln**. Deshalb sollen hier kurz die Besonderheiten vorausgeschickt werden, die für die anderen drei Gruppen gelten.

Bezüglich der Formulierung von Texten für **Navigationstafeln** gilt folgendes:

- Solche Texte verwenden wir, wo BesucherInnen ein Ziel oder ihren Standort suchen.
- Sie werden eingesetzt, wo wir BesucherInnen ihren Standort verdeutlichen wollen.
- Sie werden dort aufgestellt, wo Unklarheit über eine Wegführung bestehen könnte.
- Wege sollten Namen / Symbole haben (z. B. Gratweg); so bleiben sie im Gedächtnis.
- Wege werden für die BesucherInnen reizvoller durch ein Ziel (z. B. Obere Schleuse).
- Wege sollten nach Zeitdauer gestaffelt angeboten werden (z. B. 2, 3, 4 Stdn. Dauer).
- Wege, auf die hingewiesen wird, sollten dort beginnen, wo der/die BesucherIn steht.
- Wo Wegemarkierungen unterwegs wechseln, sollten Handskizzen verfügbar sein.

Bei der Erarbeitung von Texten für **Regulationstafeln** sollten wir nach Möglichkeit

- Negativbegriffe (z. B. den Begriff „verboten“) meiden
- den/die BesucherIn von der Bedeutung einer Regel überzeugen
- dem/der BesucherIn nicht nur erklären, was er/sie nicht tun soll
- dem/der BesucherIn für etwas, was wir unterbinden wollen, Alternativen anbieten
- die gemeinsame Verantwortung herausstellen und ein Wir-Gefühl aufkommen lassen
- BesucherInnen positive wie negative Konsequenzen ihres Handelns verdeutlichen

Für **Informationstafeln** gilt

- Mehr noch als sonst muss die Information knapp, eindeutig und verständlich sein.
- Informationstafeln müssen regelmäßig aktualisiert werden.
- Wo auf Gefahren hingewiesen wird, genießen die Wahrnehmbarkeit der Tafel und die Eindeutigkeit der Formulierung Priorität (z. B. „Halt! Absturzgefahr“).

## Zur Verwendung von Gestaltungsrastern

Ein Gestaltungsraster ist ein standardisiertes Schema, nach dem eine Tafel oder die Begleitbroschüre zu einem Pfad aufgebaut werden kann. Die zu gestaltende Fläche (Satzspiegel) ist dabei – wie in einer Tabelle – mit gedachten Spalten und Zeilen überzogen, in die dann die Texte und Bildelemente „eingehängt“ werden. Gedachte vertikale und horizontale Linien spielen für die Wiedererkennung eine große Rolle. Das Gitter wird im Raster spürbar, auch wenn seine Hilfslinien in der Regel nicht in Erscheinung treten.

Wesentliche Vorteile eines einheitlichen Gestaltungsrasters sind von Seiten der BesucherInnen also die Erkennung und Orientierung - ähnlich wie bei einer Tageszeitung. (Man stelle sich vor, eine Tageszeitung erscheint täglich in einem anderen Layout).

Auf Seiten der InterpretInnen ist es die Tatsache, dass Medien, die auf einem Gestaltungsraster beruhen, auch mit vergleichsweise geringen gestalterischen Kenntnissen erstellt werden können. So ist es möglich, dass bspw. auch Ranger in Schutzgebieten die Gestaltung von Broschüren und Tafeln vorbereiten. Ein Raster ermöglicht darüber hinaus ein einheitliches Auftreten mehrerer Einrichtungen einer Organisation.

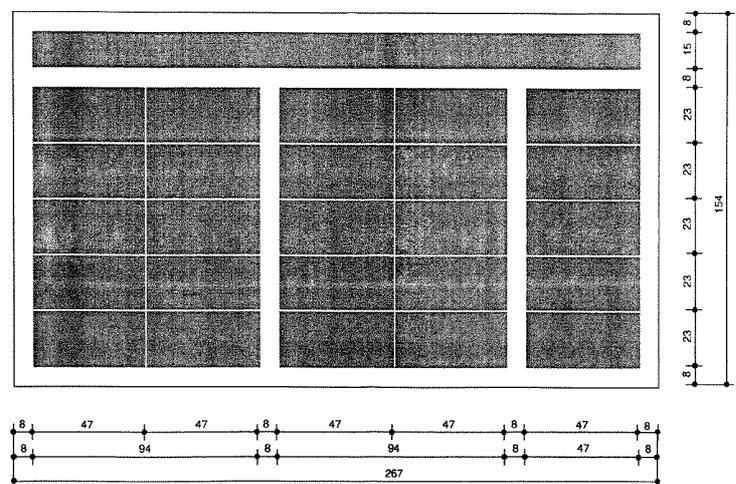
Deshalb, und weil die Entwicklung eines solchen Rasters kostenintensiv ist, werden Raster i. a. nur von größeren Organisationen eingesetzt, in denen sie dann ein fester Bestandteil der Gestaltungsrichtlinien (Corporate Design) sind.

Auch in Parks und Museen setzen sich Gestaltungsraster immer mehr durch. Wegbereiter war der US National Park Service, in dessen Auftrag 1976 das sogenannte UNIGRID-System erarbeitet wurde, das sich an DIN-Formaten orientiert und bis heute gilt.

Für die deutschen Schutzgebiete wurde 1995 unter Federführung der FÖNAD (jetzt EUROPARC Deutschland) ein vergleichbares Raster entwickelt, dessen Struktur in der Gestaltung der Tafeln in Biosphärenreservaten und Nationalparks (Besucherleit- und –informationssystem BIS) zum Ausdruck kommt. Sämtliche Tafeln beruhen auf einem Standardmodul (47x23 cm). In Reihen und Spalten angeordnet ergeben diese Module Tafeln unterschiedlicher Größe.

Dass das Raster durch die Zusammensetzung einer Tafel aus einzelnen Modulen derart augenscheinlich wird, ermöglicht es, einzelne Segmente schnell zu ersetzen und umzugruppieren. Eher ungünstig wirkt sich dagegen aus, dass die MitarbeiterInnen vor Ort durch das System offensichtlich dazu verleitet werden, eine Vielzahl von Modulen auf riesigen Tafeln unterzubringen, die dann sehr statisch wirken.

Gegenwärtig und mit dem Aufbau der Marke „Nationale Naturlandschaften“ wird das mit dem Raster in Verbindung stehende Design durch ein neues ersetzt, in dem sich dann auch die Naturparke wieder finden sollen.



Vorschlag für den Aufbau einer BIS-Tafel

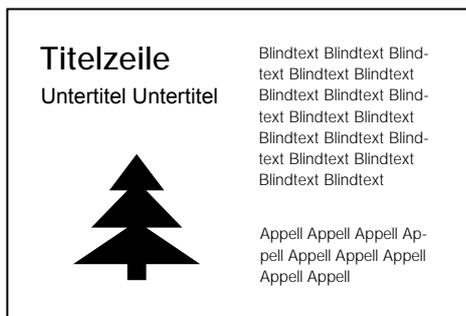
# Zur Organisation von Informationen auf Tafeln

Eine Interpretationstafel muss so aufgebaut sein, dass ihre wesentlichen Elemente, die Beziehung dieser Elemente zueinander und die Beziehung dieser Elemente zum Phänomen auf einen Blick fassbar sind.

Die meisten Menschen sind in der Lage, bis zu fünf Informationseinheiten (4+1) in ihr Kurzzeitgedächtnis aufzunehmen, ohne sie gedanklich ordnen zu müssen. Mehr Elemente sollte unsere Tafel nicht enthalten, denn das Ordnen wäre mit Mühen verbunden, die viele BesucherInnen nur ungern auf sich nehmen. Sind die Elemente einer Tafel nicht auf den ersten Blick zu erkennen und einzuordnen, verzichten viele BesucherInnen darauf, sich mit ihren Inhalten zu befassen. Deshalb enthalten auch Werbeanzeigen oft nur drei und selten mehr als fünf Elemente (wie Graphiken, Textzeilen oder Textblöcke), die durch Abstände, Linien oder Farbgebungen deutlich voneinander getrennt sind. Da die meisten BesucherInnen achtlos an unseren Tafeln vorbei gehen, sind Anregungen aus der Werbebranche bisweilen durchaus sinnvoll.



Bei der Gestaltung von Interpretationstafeln ist aber darüber hinaus zu bedenken, dass das Phänomen selbst das wichtigste Element ist. Der Wert der Tafel ergibt sich aus dem Zusammenspiel innerhalb des Interpretationsdreiecks, das in diesem Fall aus dem Phänomen, dem/der BesucherIn und den Tafelinhalten besteht. Eine Interpretationstafel unterstützt das Phänomen. Eine Tafel, die so gut gemacht ist, dass sie auch ohne das Phänomen für sich spricht, ist fragwürdig. Wenn wir uns für drei Elemente entscheiden, dann kann das also bedeuten, dass die Tafel lediglich aus einer Titelzeile und einem kurzen Textblock besteht; denn das dritte Element ist das Phänomen.



Die Elemente komplexerer Tafeln sind i. d. R. hierarchisch geordnet. Zu den Möglichkeiten, Elemente in der Hierarchie nach oben zu rücken, gehören größere Schriften, kräftigere Farben, farbige Unterlegung oder die Positionierung an bestimmten Stellen auf der Arbeitsfläche. Mit allen diesen Möglichkeiten sollte sehr sparsam umgegangen werden. Zu berücksichtigen ist, dass der Blick der BesucherInnen i. d. R. nicht von links oben nach rechts unten über die Tafel gleitet. Bildelemente werden meist vor Textblöcken wahrgenommen, unabhängig davon, an welcher Stelle der Tafel sie sich befinden.

Da nicht davon ausgegangen werden kann, dass viele BesucherInnen die Tafeln vollständig aufnehmen, muss die Leitidee weit oben angesiedelt sein. Im Gegensatz zur Kurzinterpretation, bei der der springende Punkt oft bis zum Ende aufgespart wird, ist der Text einer Interpretationstafel wie ein Pressebericht aufgebaut. Für beides gilt: Das Wichtigste zuerst. An den meisten Standorten liegt die durchschnittliche Verweildauer vor einer Tafel nicht über drei Sekunden. Das heißt: Entweder die Leitidee muss bereits im Titel stehen, oder der Titel muss dazu dienen, die BesucherInnen neugierig zu machen, und die Leitidee folgt unmittelbar danach. Der letzte Abschnitt der Tafel bleibt einem Appell (einer mehr oder weniger versteckten Handlungsaufforderung) vorbehalten.

# Erarbeiten von Texten für Interpretationstafeln

Unser Text soll eine Brücke bauen zwischen unseren Phänomenen und den BesucherInnen. Es geht um eine Leitidee, die wir vermitteln möchten; einzelne Aussagen (Fakten) unterstützen diese Idee.

## Wie finden wir unsere Leitidee? (s. a. S. 29)

- ⇒ Eine Leitidee ist ein knapper, wesentlicher, eindrucksvoller (Glaubens)-Satz.
- ⇒ Eine Leitidee geht unter die Haut.
- ⇒ Eine Leitidee steht mit der Lebenswelt des Besuchers / der BesucherIn in Beziehung.
- ⇒ Eine Leitidee bezieht sich auf vor Ort vorhandene Gegenstände oder Phänomene.

## Was sollten wir bei der Erarbeitung eines Textes beachten?

- ⇒ Der Text enthält 2-3 knappe und wesentliche (prägnante) Aussagen zum Thema.
- ⇒ Der Text soll ein eindrucksvolles Bild im Kopf der BesucherInnen entstehen lassen.
- ⇒ Der Text provoziert (a), stellt Beziehungen zum/zur BesucherIn her (b), enthüllt (c).
- ⇒ Jedes Faktum wird zu einer Geschichte verdichtet, die den/die BesucherIn berührt.
- ⇒ Der Text soll einem/einer MittelschülerIn der 7. Klasse verständlich sein.

## Wie machen wir unseren Text lesbar?

- ⇒ eine einfache Schrift (z. B. Helvetica) im Flattersatz ohne Hervorhebungen verwenden
- ⇒ auf ausreichende Schriftgröße (z. B. 48pt) und angenehme Farbkontraste achten
- ⇒ einfach und stimulierend (z. B. durch Humor) schreiben - und deutlich gliedern
- ⇒ Worte aus wenigen Silben und aktive Verben nutzen
- ⇒ außergewöhnliche Größen oder Zeiträume verbildlichen

## Was sollten wir vermeiden?

- ⇒ Fließtexte in Großbuchstaben
- ⇒ eintönige Kurzsätze („Asthmastil“)
- ⇒ Nebensätze und verschachtelte Sätze
- ⇒ Füllwörter, verzichtbare Adjektive, unübliche Wörter, Fremdwörter und Fachbegriffe
- ⇒ Streckverben, zerhackte Verben oder Substantivierungen („Ungitis“)
- ⇒ Zahlenangaben (soweit sie verzichtbar sind / wir sie nicht greifbar machen können)

## Wodurch werden unsere Fakten für BesucherInnen einprägsam?

- ⇒ durch einen aktuellen Bezug
- ⇒ durch die Inszenierung einer überraschenden Erkenntnis (Aha-Effekt)
- ⇒ durch das Herausstellen eines Individuums (dieses Menschen, dieses Baumes,...)
- ⇒ durch Beispiel, Vergleich, Metapher, Zitat aus der Lebenswelt der BesucherInnen
- ⇒ durch eine persönliche Ansprache und die Aufforderung zum Denken oder Handeln

## Können wir die Lesbarkeit eines Textes berechnen?

Nein - aber es ist hilfreich, die folgenden Kriterien im Hinterkopf zu behalten:

- ⇒ Ein Mensch liest durchschnittlich 200 Wörter/min..
- ⇒ Es gibt 3 sec.- (oft um die 90%), 30 sec.- und 3-min.-LeserInnen.
- ⇒ Der Titel sollte max. 10 (3 sec.), der Text max. 100 Wörter (30 sec.) umfassen.
- ⇒ Ein Absatz sollte aus max. 2-3 Sätzen, ein Satz aus max. 10-15 Wörtern bestehen.
- ⇒ Ein Zeile sollte max. 50 Zeichen lang sein.
- ⇒ Teilen wir die Anzahl der Zeichen durch die der Wörter, sollte der Faktor <6 sein.

Im Internet gibt es für Texte Lesbarkeitstests, die i. w. auf diesen Kriterien aufbauen.

# Schrifttypen – Schriftgrößen - Schriftfarben

Es ist noch nicht lange her, da wurden alle Printmedien in der Druckerei gesetzt. Heute stehen wir vor der Aufgabe, unsere Produkte vom ersten Entwurf bis zum fertigen Produkt selbst herzustellen. Möglich und nötig geworden ist das durch die rasante Entwicklung der Computertechnologie. Wenn vorbereitete Produkte in Druckereien zum Druck vorbereitet werden sollen, gibt es allerdings – u. a. durch die Vielfalt der Schriftartenformate und Betriebssysteme – oft Schwierigkeiten. Bei der Konvertierung der Daten treten Fehler auf, die manchmal nicht auf den ersten Blick erkennbar sind.

Deshalb empfiehlt es sich, qualitativ hochwertige pdf-Formate zu erstellen, die die Druckerei dann nur noch zusammensetzen muss. Das pdf entspricht quasi einem „Ausdruck“ dessen, was am eigenen Bildschirm sichtbar ist. Das Ergebnis kann dort in Ruhe gesichtet und der Druckerei – bei Faltblättern sogar per E-Mail - zugeleitet werden.

Wenn wir Schriftsätze am Bildschirm erstellen, dann können wir umso eher von einem guten Ergebnis ausgehen, je gebräuchlicher unsere Schriften sind. Wir unterscheiden grob die Schriftfamilien Antiqua und Grotesk. Der deutlichste Unterschied ist die unterschiedliche Strichstärke und das Vorhandensein von Serifen (Schwänzchen) bei den Antiqua-Schriften. Serifenschriften sind gefälliger, serifenlose Schriften sind leichter zu lesen. Bei Tafeln verwenden wir deshalb in der Regel serifenlose Grotesk-Schriften. Eine sehr gebräuchliche Antiqua-Schrift für Faltblätter und Broschüren ist die Times, eine weit verbreitete Grotesk-Schrift bei der Gestaltung von Tafeln die Helvetica.

Neben Antiqua und Grotesk gibt es Fraktur-, Deko- und Schreibschriften, die wir ggf. (mit Vorsicht) für Titelzeilen einsetzen können. Frakturschriften gelten als politisch vorbelastet, Tafeltexte in Deko- oder Schreibschrift sind nur schwer lesbar.

Auch von der Möglichkeit, Schriften *kursiv*, **fett**, unterstrichen oder in KAPITÄLCHEN zu setzen, sollten wir nur sparsam Gebrauch machen. Für Fett- oder Kursivdruck sollten wir die entsprechenden Schriftsätze der Schriftfamilie (also z. B. Helvetica 55, 55 italic, 65) einsetzen. Normalschriften kursiv oder fett zu setzen ist immer mit Risiken verbunden.

DIE VERWENDUNG VON GROSSBUCHSTABEN (KAPITALIEN) IN FLIESSTEXTEN SOLLTEN WIR UNBEDINGT VERMEIDEN, WEIL GROSSBUCHSTABEN ÜBER LÄNGERE STRECKEN NUR MIT MÜHE LESBAR SIND.

Um einen Text zu gliedern, verwenden wir am besten bis zu drei deutlich unterscheidbare Schriftgrößen. Dabei sollte bei Tafeln im Gelände auch die kleinste Schriftgröße aus einem Abstand von 2 m lesbar sein. Die Schriftgröße wird i. d. R. (aber leider nicht immer) mit Didot-Punkt von Oberlänge zu Unterlänge angegeben. Ein Didot-Punkt entspricht 0,37597 mm. Eine Schriftgröße von 48 pt kann – auch unter dem Aspekt der Barrierefreiheit – durchaus angebracht sein.

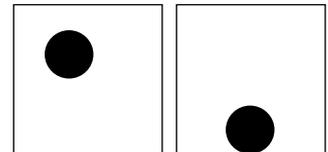
Dem Blocksatz, wie er in Faltblättern und Broschüren meist verwendet wird, ziehen wir bei Tafeltexten im Interesse der Lesbarkeit den linksbündigen Flattersatz vor.

Vorsicht bei farbiger Schrift! Hier spielt für die Lesbarkeit der Hell-Dunkel-Kontrast die entscheidende Rolle. Das ist ein Problem bei nicht lichtbeständigen Tafeln. Es kommt vor, dass, wenn die Schrift ausbleicht und der Hintergrund nachdunkelt, im Extremfall gar nichts mehr zu erkennen ist. Schwarz auf Weiß ist in den meisten Fällen die beste Wahl. **Rote „Hervorhebungen“** gehen unter. Sind Tafeln direktem Sonnenlicht ausgesetzt, was wir vermeiden sollten, ist Negativdruck (Weiß auf Schwarz) am besten lesbar.

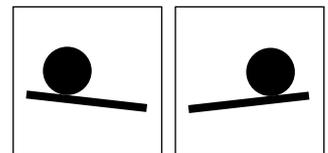
## Zur Wahrnehmung von Bildelementen

Bilder analysieren wir nicht Schritt für Schritt, wir nehmen sie in ihrer Ganzheit wahr – und erfassen ihren Gehalt so oft sehr viel schneller als den von Texten. „Ein Bild sagt mehr als tausend Worte“, sagt ein Sprichwort. Dass es das kann, hängt mit unseren Denkstrukturen zusammen (s. Texte 14, 27). Ob es das wirklich tut, und ob es dann auch das zum Ausdruck bringt, was wir eigentlich sagen wollen, hängt aber davon ab, wie geschickt wir Bilder einsetzen. Über einige Zusammenhänge der Bildgestaltung Bescheid zu wissen, kann uns das erleichtern – oder uns in unserer Intuition bestätigen.

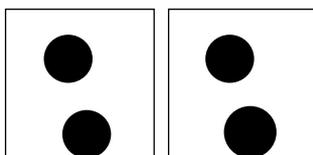
Bilder knüpfen an unsere Erfahrungen an – nicht nur was ihren Sinngehalt (Symbolwert), sondern auch was ihr Erscheinen an sich angeht. Unsere Wahrnehmung ist ganz wesentlich von diesen Erfahrungen geprägt (s. S. 13). Eine einfache Erfahrung, die uns von Kindesbeinen an begleitet, ist z. B. die der Schwerkraft. Ein Punkt, der keine Bodenhaftung hat, wird nach unserer Wahrnehmung unweigerlich herunterfallen. (Wenn keine andere Verknüpfung – etwa indem wir in dem Punkt den Mond erkennen – diese Erwartung überlagert.) Befindet sich der Punkt bereits unten, so ist er nach unserer Wahrnehmung zur Ruhe gekommen.



Eine schräge Linie unter dem Punkt lässt ihn zum „Herunterrollen“ tendieren. Fällt die Linie nach rechts ab, so gehen wir eher von einer Vorwärtsbewegung aus, fällt sie nach links ab, so sehen wir darin eher eine Rückwärtsbewegung. (Auch, weil wir von links nach rechts schreiben.) Die erste der beiden Linien nehmen wir so eher als fallend (negativ), die zweite eher als steigend (positiv) wahr.

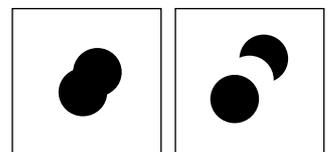
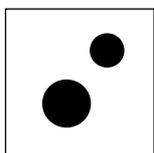


Noch interessanter wird es, wenn wir uns auf die räumlichen Zusammenhänge zwischen mehreren Punkten konzentrieren.

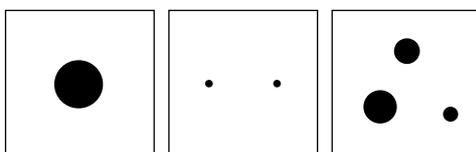


Steht über dem ruhenden Punkt aus der Abbildung weiter oben ein zweiter, identischer, so hat dieser in der Wahrnehmung vieler Menschen mehr Gewicht. Das können wir ausgleichen - etwa indem wir den unteren Gegenstand stärker betonen - also ihn z. B. (wie auf dem rechten Bild) etwas größer zeichnen.

Schließen wir einen Teil eines Gegenstands, der unserem Punkt ähnlich ist, unmittelbar an diesen an, so ergänzen wir ihn in Gedanken und gehen davon aus, dass er als identischer Punkt hinter dem anderen steht und somit nur von diesem verdeckt ist. Es fällt uns dagegen schwer, eine eigenständige Form in ihm zu erkennen. Dass ein Punkt räumlich hinter dem anderen steht, nehmen wir auch an, wenn beide in ihrer Form identisch sind, einer von beiden aber deutlich kleiner ist.



Ein zentraler Punkt beherrscht den Raum und zieht den Blick auf sich. Zwei kleine Punkte nehmen wir eher in Form einer gedachten Linie wahr, die den Raum teilt. Drei Punkte ergeben zumeist eine ausgewogene und dynamische Komposition. Und der Raum tritt wieder in den Hintergrund.



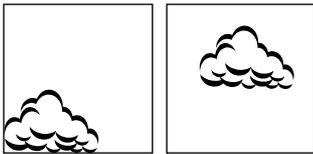
Im Vorfeld der Gestaltung von Tafeln lohnt sich das Spiel nicht nur mit Punkten, sondern auch mit Linien, Dreiecken und anderen geometrischen Formen.

# Annäherung an Bildelemente über visuelle Merkmale

Um Dinge, die wir sehen, erkennen und voneinander unterscheiden zu können, tasten wir sie mehr oder weniger bewusst auf verschiedene Merkmale hin ab. GERHARD BRAUN definiert in seinen „Grundlagen der visuellen Kommunikation“ neun solcher Merkmale:

Form	Größe	Anordnung
Richtung	Bewegung	Helligkeit
Farbe	Textur (Musterung)	Räumlichkeit.

Für das rasche Erkennen und Unterscheiden von Bildelementen können jeweils ganz unterschiedliche Merkmale von Bedeutung sein. Ein banales Beispiel: Textur und Farbe sind keine signifikanten Merkmale, um eine Maus von einem Elefanten zu unterscheiden. Und die Textur und die Farbe eines Zebrafell und eines Fingerabdrucks sind ebenfalls nahezu identisch. In beiden Fällen sind die Form und die Größe die entscheidenden Merkmale.



Eine Wolke und ein Gebüsch wiederum können in Form und Größe verwechselbar sein. Ihre Anordnung macht aber, auch wenn keine Farbe verfügbar sein sollte, den Unterschied deutlich.

BesucherInnen nehmen Bildelemente auf Tafeln schon von fern wahr. Bildelemente sollten dort also – ähnlich wie die Titelzeile - prägnant sein, zum Herantreten einladen, ggf. eine erste Information anbieten und in den Text hineinziehen.

Um prägnante Bildelemente zu finden, sollten wir uns zunächst überlegen, welche signifikanten Merkmale unser Phänomen aufweist, und wofür wir die BesucherInnen mit unserer Leitidee begeistern möchten.

Gibt es etwas, das durch seine Form beeindruckt? Was beeindruckt durch seine Farbe? Wenn uns Farbigkeit nicht zur Verfügung steht, sollten wir uns dafür mglw. nicht entscheiden. – Aber könnten dann vielleicht Kontraste eine Rolle spielen? Gibt es eine charakteristische Haltung? Ist – bspw. bei einem Tier oder einer Pflanze – nur ein ohne weiteres erkennbarer Teil des Ganzen entscheidend? Ist Bewegung charakteristisch? Wodurch können wir sie andeuten? Es ist ein großer Unterschied, ob ein Vogel von links oder rechts in eine Tafel oder in ein Faltblatt hinein- oder aus einer Tafel oder einem Faltblatt herausfliegt, ob er aufsteigt oder niedergeht (s. S. 40).



Bildelemente können uns eine wertvolle Hilfe sein, indem sie

- ⇒ für sich sprechen und die Leitidee so fast schon von allein vermitteln
- ⇒ die Aussagen des Textes unterstreichen und veranschaulichen
- ⇒ den/die BesucherIn neugierig und auf Details aufmerksam machen
- ⇒ dem/der BesucherIn eine Vorstellung geben (z. B. bei der Suche nach einer Vogelart)
- ⇒ ein verborgenes Konzept, das hinter einem Phänomen steckt, veranschaulichen.

Wir müssen bei der Auswahl von Bildelementen aber auch darauf achten, dass sie nicht

- ⇒ die Tafel in ein optisches Ungleichgewicht bringen
- ⇒ durch besondere Auffälligkeiten (z. B. Farbauswahl) vom Original ablenken
- ⇒ eine eigene Aussage neben die Leitidee stellen
- ⇒ etwas darstellen, was in natura deutlich sichtbar oder gut vorstellbar ist.

# Über die Auswahl von Farben

„Color sells“- Farbe dient dem Verkauf, sagt die Werbung. Und tatsächlich kann Farbe dazu beitragen, Botschaften zu positionieren. „Color costs“ aber auch. - Und eigentlich wollen wir ja das vorhandene Phänomen in den Augen der BesucherInnen attraktiver machen und nicht unsere Tafel. Haben wir uns doch für Farben entschieden, dann gilt es, die passenden zu finden und zu verhindern, dass die Farben verwirren.

Wenn wir nach einem **Farbschema** suchen, dann ist die erste Frage die nach der Grund- oder **Leitfarbe**. Diese Farbe sollte dem Themenkreis gerecht werden. Wasser fordert die Blau-, Wald die Grüntöne heraus. Diese Töne sind in den jeweiligen Zusammenhängen gefällig und zeigen auf einen Blick, worum es geht. Auch die Naturfarbe einer hölzernen Tafel ist eine Leitfarbe.

Obwohl Leitfarben also selten kreativ sind, müssen sie nicht langweilig sein. Wenn wir die neutralen Farben Schwarz, Weiß oder Grau dem Blau oder dem Grün beimischen, entstehen **Modulationen**. Je kräftiger eine Farbe gesättigt ist, desto stärker tritt sie in den Vordergrund. So ist innerhalb der Leitfarbe ein großer Nuancenreichtum möglich.

Um die Leitfarbe herum können wir nun bis zu drei passende **Akzentfarben** gruppieren. Dadurch entstehen sog. **Farbsituationen**. Auch die Leitfarbe wirkt dann anders. Welche Farben zur Leitfarbe passen, zeigt uns der Farbkreis. Dort sind die Farben in zwölf



Abstufungen in der Reihenfolge angeordnet, in der sie im Regenbogen erscheinen.

Die einfachste Form der Farbkombination ist die Wahl der Gegenfarbe (Komplementärfarbe) zur Leitfarbe. Die Gegenfarbe zu Grün ist bspw. Rot. Grün und Rot ergeben einen Simultankontrast, der lebendig wirkt und sich einprägt. Die Gegenfarbe verstärkt die Wirkung einer Farbe.

Suchen wir nach einer Dreierharmonie, so lassen sich entweder die Farben rechts und links der Leitfarbe wählen, wodurch sich i. d. R. eine ruhige und ausgeglichene Farbreihe ergibt, oder die Farben rechts und links der potentiellen Gegenfarbe (Splittung), oder wir können uns für einen Farbdreiklang entscheiden, der sich aus den Farben ergibt, die in einem Winkelkontrast von 120° liegen (Triade - z. B. Grün-Orange-Violett.).

Bei einer Viererharmonie bietet sich entweder ein Winkelkontrast von 90° (Quadrat) an – also die beiden Gegenfarbpaare Grün-Rot und Gelborange-Blauviolett – oder wir splitten ein Gegenfarbpaar auf – etwa Grün-Rot und Blau-Orange.

Geübte KünstlerInnen wählen Farben oft intuitiv und nicht unbedingt nach diesen Kriterien aus. „Sicher“ sind meist Farben, die auch in der Natur nebeneinander vorkommen.

Farben wirken unterschiedlich auf den Menschen. Rot wirkt eher nah, groß, warm und stimulierend, Gelb und Orange regen an. Blau und Grün wirken eher kühl, klein, fern und beruhigend. Zu berücksichtigen ist darüber hinaus die Farbsymbolik („Grün ist die Hoffnung“), die aber kulturabhängig ist und Trends unterliegt. Hellgrau ist neutral und konkurriert nicht mit anderen Farben; es eignet sich so gut zum Gruppieren von Elementen.

Wenn unsere Einrichtung in ein Netzwerk von Einrichtungen eingebunden ist, und wir über ein Gestaltungsraster (s. a. S. 44) verfügen, gehört dazu i. d. R. auch ein entsprechendes Farbschema. Für den Druck auf unterschiedliche Materialien gibt es verschiedene Farbcodes, die exakte Definitionen zulassen. Im Interesse eines einheitlichen Erscheinungsbildes müssen diese Codes unbedingt beibehalten werden.

# Gedanken zum Gestalten von Interpretationstafeln

Vor uns liegt eine unberührte Fläche bestimmter Größe. Wir haben ein Phänomen und eine Leitidee, einen Titel, einen Text und eine Auswahl von Bildelementen, die uns helfen könnten, Brücken vom Phänomen zu den BesucherInnen zu schlagen. Aber was fangen wir nun damit an?

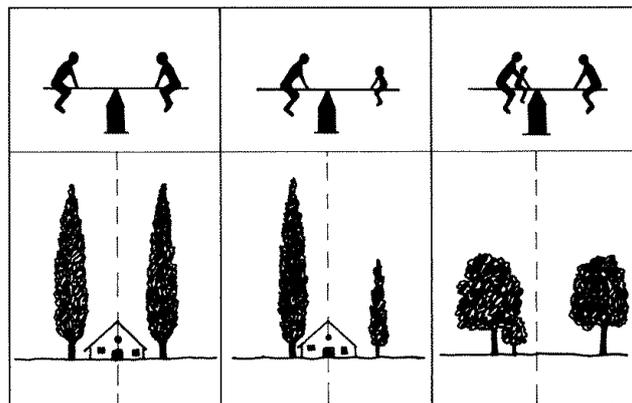
Tatsächlich ist dies ein eher theoretisches Szenario. Denn wenn wir uns in Wort und Bild intensiv mit dem Phänomen befasst haben, ist es sehr unwahrscheinlich, dass sich da nicht auch schon mehrere Gestaltungsideen aufgedrängt haben. Gerade dann ist es aber wichtig, sich einige Gestaltungsgrundsätze in Erinnerung zu rufen.

Die erste Frage ist die, ob unsere Einrichtung über ein Corporate Design verfügt, das uns, etwa durch die Vorgabe eines Gestaltungsrasters (s. S. 36), gestalterisch bindet - bzw. unterstützt. Sodann stellt sich die Frage, wie viele Elemente (Titelzeile, Untertitel, Textabsatz, Bildelement,...) wir unterbringen möchten. Insgesamt sollten das nicht mehr als fünf sein. Diese Bestandteile müssen deutlich gegliedert, hierarchische Ordnungen und inhaltliche Bezüge auf einen Blick erkennbar sein. Damit die Bestandteile atmen können, sollten wir uns, wenn diese Möglichkeit besteht, von vornherein vornehmen, etwa ein Drittel der verfügbaren Fläche frei zu lassen.

Interessant ist die Frage, welchen Weg das Auge der BesucherInnen bei der Betrachtung unserer Tafel nehmen wird. Oben rechts ist oft ein wichtiger Punkt. Ebenso interessant sind die Schnittpunkte des goldenen Schnitts. Man findet ihre ungefähre Lage, wenn man Länge und Breite in Gedanken fünftelt und dann von einer beliebigen Ecke aus auf der x-Achse und auf der y-Achse jeweils zwei Fünftel zur Tafelmitte geht. Die optische und die geometrische Mitte einer Tafel sind nicht gleich. Mittig wirkt ein Punkt etwa 3% über der geometrischen Mitte. (Deshalb ist z. B. der Querstrich beim Buchstaben „H“ fast immer leicht nach oben versetzt.) Einzelne Elemente können aus gestalterischer Sicht auf bestimmte Punkte hindeuten und ihre Bedeutung damit unterstreichen.

Einer der wichtigsten Begriffe im Zusammenhang mit der Komposition von Tafeln ist die Ausgewogenheit (visuelles Gleichgewicht). Sämtliche Elemente haben ein „Gewicht“. Ein Textblock wiegt so schwer wie eine graue Fläche. Eine kleine dunkle Form kann von einer großen hellen ins Gleichgewicht gebracht werden. Und je näher ein Element zur Mitte rückt, desto „leichter“ wird es.

Auch Farben haben unterschiedliche Gewichte, die aber nicht so leicht einheitlich gewertet werden können.



PAUL KLEE hat sich um die Erkenntnisse der Ausgewogenheit von gestalteten Flächen verdient gemacht. Auf einem weißen Blatt Papier können wir mit unterschiedlichen Formen und Farben selbst experimentieren und verschiedene Gleichgewichte herstellen.

Ungleichgewichte bringen Bewegung ins Bild. Das kann sehr wirkungsvoll sein. Gelingt es, so spricht man von dynamischen Gleichgewichten.

## Zur Materialauswahl bei Tafeln und Tafelträgern

Tafelträger sollten nachweislich witterungsbeständig (auch lichtbeständig), wartungsarm und schnell und kostengünstig zu ersetzen sein. Mutwilligen Zerstörungen sollten sie standhalten. Das, was präsentiert wird, müssen sie kontrastreich und reflektionsfrei wiedergeben und sie dürfen nicht im Widerspruch zur Philosophie der Einrichtung stehen. - Kaum ein Material erfüllt alle diese Bedingungen.

Übliche Materialien für Tafelträger sind Holz, Metall und Kunststoff, zum Einsatz können aber auch Materialien wie Glas, Keramik und Stein kommen.

**Holz** muss als Tafelmaterial witterungsbeständig (wie Eiche, Lärche oder Robinie) und darf nicht zu stark gemasert sein. In einigen Einrichtungen werden seit vielen Jahren Ahorn (schwache Maserung) und Linde (gut fräsbar) eingesetzt. Auch wasserfest verleimte Sperrhölzer (Multiplex) kommen zum Einsatz. Spanplatten werden schnell unansehnlich. Holz wird üblicherweise bedruckt und bemalt, geschnitzt (Dreidimensionalität) und gefräst, sandgestrahlt (die Schrift bleibt dabei stehen) oder gebrannt. Letzteres ist in Verbindung mit EDV-gesteuerter Lasertechnik in vielerlei Hinsicht die überzeugendste Möglichkeit, lässt aber - etwa bei Photographien - nur eine Wiedergabe in Brauntönen zu. Holztafeln müssen mit einem pigmentierten Schutzlack überzogen werden, wenn sie sich nicht verwerfen oder vorzeitig vergrauen sollen. Ihre begrenzte Lebensdauer (je nach Standort um fünf Jahre) ist ihr größter Nachteil – dafür gibt es weder ein Beschaffungs-, noch ein Entsorgungsproblem. Die deutschen Schutzgebiete arbeiten fast durchweg mit Holztafeln und haben mit diesem Material gute und weit reichende Erfahrungen.

**Metall** überzeugt vor allem, wenn es emailliert ist. Emaillierte Tafeln lassen sich in hervorragender Qualität vollfarbig herstellen, sind absolut witterungs- und lichtbeständig und nur schwer zu zerstören. Ihre Haltbarkeit liegt bei 25 Jahren und darüber. Dafür sind sie nicht ganz reflektionsfrei und vergleichsweise teuer. Emaillierte Tafeln gehören zum Standardrepertoire des US National Park Service.

Metall lässt sich auch gravieren. Während gravierter Edelstahl sehr widerstandsfähig ist, sind Aluminium und Messing im Außenbereich problematischer. Beeindruckend sind auch Ergebnisse mit elektrochemischen Verfahren. Als Bildelemente sind allerdings in allen Fällen nur einfarbige Zeichnungen möglich. Auch beim Metallguss sind die Möglichkeiten der Wiedergabe von Bildelementen begrenzt. Gussplatten sind sehr schwer. Sie brauchen einen massiven Untergrund und sind – auch in der Wiederbeschaffung – teuer. Bei bestimmten Lichteinfällen ist Mengentext in erhabener Schrift schwer zu lesen. Metallguss eignet sich v. a. für Tafeln an Denkmälern (z. B. World Heritage Sites).

**Kunststoffe** sind ständig in der Entwicklung begriffen und so nur schwer zu bewerten. Unterschiedliche Hartschaumplatten werden als Trägermaterial angeboten, in das z. T. auch gefräst werden kann. Einige Kunststoffe sind mit Alublech bezogen.

In Kunstharz eingebettete bzw. laminierte Tintenstrahlplots sind kostengünstig reproduzierbar, zerkratzen aber leicht und sind nicht lichtbeständig; Haltbarkeit: max. 10 Jahre.

Plexiglas wirkt in seiner Transparenz dezent und lässt sich von hinten gravieren oder mit einer bedruckten Folie beziehen. Es erweist sich im Gelände aber oft als problematisch. Aus jedem Blickwinkel muss ein kontrastierender und möglichst gleichmäßiger Hintergrund verfügbar sein. Plexiglas reflektiert. Bei ungünstigem Sonnenstand wie bei Regen sind die Texte schwer zu lesen – und wenn die Tafeln beschlagen oder bereift sind, ist gar nichts mehr zu erkennen. Plexiglas zerkratzt sehr leicht. Glasplatten, sind in diesem Punkt eine Alternative; widerstandsfähige Glasplatten sind aber schwer und teuer.

# Tafelstandorte und Tafelständer

## Wo sollte eine Tafel bevorzugt aufgestellt werden?

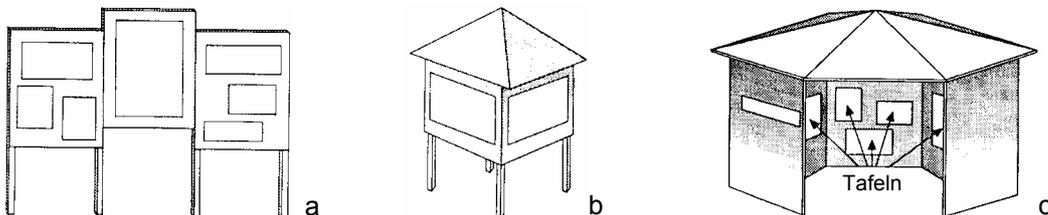
- ⇒ dort, wo genug BesucherInnen sie sehen, um unserem Aufwand gerecht zu werden
- ⇒ dort, wo Aufwand und Nutzen auch für den/die BesucherIn im Verhältnis stehen
- ⇒ dort, wo sich unser Thema in einem Phänomen zu erkennen gibt
- ⇒ dort, wo sich dem/der BesucherIn eine Frage stellt
- ⇒ dort, wo der/die BesucherIn sicher ist, auf etwas wartet oder zur Ruhe kommen kann
- ⇒ dort, wo sie möglichst wenig Sonne, Wind und Nässe ausgesetzt ist

## Was ist bei der Aufstellung einer Tafel aus Sicht der Interpretation zu beachten?

- ⇒ Eine Tafel darf dem/der BesucherIn den Blick auf den Gegenstand nicht verstellen.
- ⇒ Eine Tafel sollte bei potentiellen Fotomotiven möglichst nicht „im Bild stehen“.
- ⇒ Eine Tafel sollte nicht dazu veranlassen, geschützte Räume zu beeinträchtigen.
- ⇒ Eine Tafel sollte nach Möglichkeit kinder- und behindertengerecht aufgestellt werden.
- ⇒ Die Art der Tafel (z. B. das Material) sollte mit Inhalt und Umfeld in Beziehung stehen.

## Welche Formen von Tafeln stehen zur Auswahl?

- ⇒ Wenn wir Pulttafeln einsetzen, bleiben die Phänomene dahinter im Blick.
- ⇒ Stelltafeln verzerren nicht und sind manchmal beidseitig nutzbar.
- ⇒ Wandtafeln sind platzsparend; oft werden Präsentationen vor den Tafeln möglich.
- ⇒ Reihen (a), Kioske (b) und Pavillons (c) bieten viel Information auf wenig Raum.
- ⇒ Begehbare Tafeln ermöglichen oft überraschende Einblicke.
- ⇒ Tafelinhalte lassen sich bisweilen auch noch in ganz anderen Formen präsentieren.



## Was ist zu den Ständern zu sagen?

- ⇒ Grundsätzlich sollten Ständer eher unauffällig konstruiert sein.
- ⇒ Freistehende Ständer sind kosten- und wartungsintensiv – wirken aber oft besser.
- ⇒ Überdachungen über hölzernen Stell- und Wandtafeln erhöhen deren Lebensdauer.
- ⇒ Pulttafeln müssen dem Missbrauch als Sitzmöbel oder Turngerät gewachsen sein.
- ⇒ Ständer von Stelltafeln müssen auch hohen Windgeschwindigkeiten widerstehen.
- ⇒ Ständer und Tafeln in Eingangsbereichen dürfen monumental wirken. Sie repräsentieren die Einrichtung (passende Materialien!) und heben sich vom Standard ab.

## Was ist aus bautechnischer Sicht zu berücksichtigen?

- ⇒ Freistehende Tafeln sind sicher zu verankern (Betonsockel - ca.  $\frac{1}{3}$  der Gesamthöhe).
- ⇒ Bauteile aus Holz dürfen nicht mit dem Erdboden in Berührung kommen.
- ⇒ Für die Standsicherheit wichtige Metallteile müssen korrosionsgeschützt sein.
- ⇒ Auf Bauteilen aus Holz darf sich keine stehende Feuchtigkeit bilden.
- ⇒ Gefährdete Bauteile sollten vorrätig sein und schnellstens ersetzt werden können.

## Zur Rolle von Aktionselementen

Eine Interpretationstafel wird zum Aktionselement, wenn das aktive Tätigsein der BesucherInnen wesentlicher Teil der Interpretation ist.

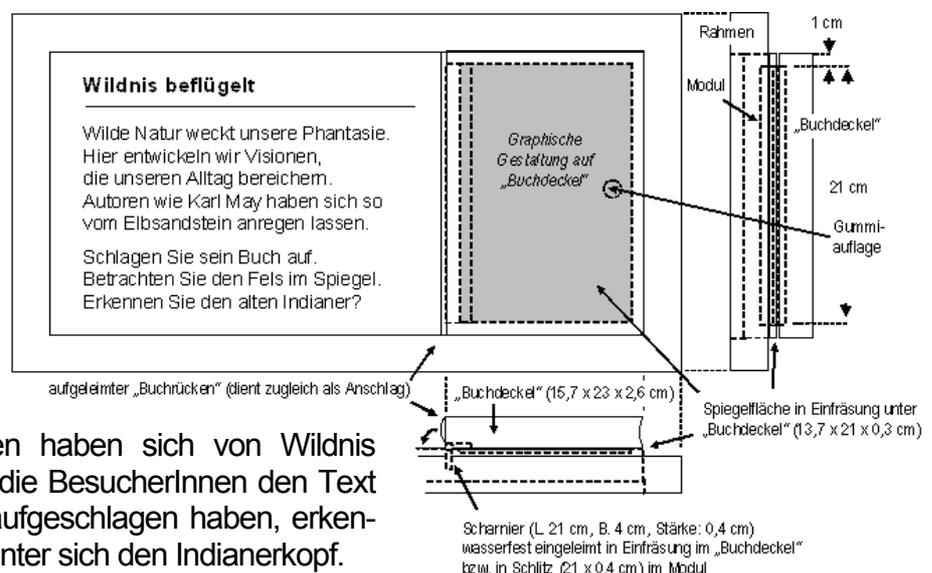
Es gibt unzählige Möglichkeiten Tafeln entsprechend zu gestalten. Ein einfaches Tafelmodul (47x23 cm), wie es in den deutschen Schutzgebieten zum Einsatz kommt, kann als Trittbrett, als Bank oder Lehne, hochkant, drehbar, spiegelnd, frei schwebend, schwimmend oder unter Wasser eingebaut werden. Es kann einen eingebauten Bilderrahmen, ein Blickrohr, ein Fernrohr, ein Relief, ein Stück Fell, eine Klappe oder eine Spieluhr enthalten – und das alles, ohne mit den gemeinsamen Gestaltungsrichtlinien zu brechen.

Aktionselemente sind aber auch ganz ohne Tafeln denkbar. Es gibt Taststrecken, Sprunggruben, Duftorgeln, Kaleidoskope, Blickfenster und -rohre, Hörrohre, Summsteine, Baumstammtelefone, Xylo- und Lithophone oder Balancierscheiben.

Auf Pfaden, bei denen geschriebene Texte durch gesprochene und entsprechende Geräusche ersetzt werden, finden über Akkus oder Dynamos angetriebene Audiosäulen Verwendung. In Häusern lassen sich funk- oder infrarotgesteuerte oder durch Zahlencodes an den Phänomenen zu aktivierende Abspiegelgeräte mit Texten in verschiedenen Sprachen nutzen. Für unterwegs gibt es Geräte, die ihren Text gemäß dem über GPS ermittelten Standort abspielen, und in den USA kann man CDs erwerben und damit auch per Auto Nummern“pfade“ abfahren.

Für den, der einmal auf den Geschmack gekommen ist, ist der Einsatz von Aktionselementen verführerisch. Im Gegensatz zur Einrichtung von Erlebnispfaden sollte der Schwung aber durch das Vorhandensein der Leitidee und die Notwendigkeit des engen Bezugs zu den Phänomenen gebremst werden. Beides trägt dazu bei, phantasievolle Ideen kritisch zu hinterfragen und ggf. – und leider in den meisten Fällen – auch wieder zu verwerfen, wenn sich herausstellt, dass das gesteckte Ziel auf dem angedachten Weg nicht erreicht wird.

Das folgende Beispiel für ein Aktionselement im Sinne der Interpretation ist den Planungsunterlagen für den Interpretationspfad Waldschlucht im Nationalpark Sächsische Schweiz entnommen. Die Haupt-Leitidee des Pfades lautet: „Auf dem Weg durch die Wildnis begeben wir uns auf die Reise zu uns selbst.“ Die Leitidee der betreffenden Station heißt: „Wildnis beflügelt unsere Phantasie.“ Das Phänomen ist ein Felsen, der aus einer bestimmten Perspektive an einen Indianerkopf erinnert. Eines der fünf Elemente dieser Station hat das Indianermotiv zum Thema. Die BesucherInnen treten auf eine schmale Kanzel hinaus vor eine Pulttafel. Die Aussagen der Tafel sind: „Wilde Natur weckt unsere Phantasie“, „Was wir dort erfahren, bereichert unseren Alltag“, „Bekannte Persönlichkeiten haben sich von Wildnis inspirieren lassen.“ Wenn die BesucherInnen den Text gelesen und das „Buch“ aufgeschlagen haben, erkennen sie im Spiegel direkt hinter sich den Indianerkopf.



# Was macht einen Interpretationspfad aus?

Die Bedeutung von Demonstrations- und Aktionselementen erklärt sich aus dem hohen Wirkungsgrad, den Lernen beim Menschen hat - wenn er aktiv lernt und dabei zugleich mehrere Sinne bemüht. Der Mensch behält

- ⇒ 20% dessen, was er hört,
- ⇒ 30% dessen, was er sieht,
- ⇒ 50% dessen, was er hört und sieht,
- ⇒ 90% dessen, was er tut.

Demzufolge wäre auch in der medialen Interpretation alles zu begrüßen, was Aktivität verspricht. Wichtig ist allerdings die Frage, wie aktivitätsbereit die jeweiligen Zielgruppen sind, und was der/die BesucherIn überhaupt mitnehmen soll. Davon hängt ab, welche Rolle Demonstrations- und Aktionselemente in Pfaden spielen.

Wenngleich die Übergänge fließend sind, unterscheiden wir **vier Arten von Pfaden**:

- ⇒ Ein Lehrpfad vermittelt - oft frei von einer Leitidee - Wissen nahezu ausschließlich durch Texte und Bilder.
- ⇒ Beim Lernpfad erarbeiten sich die BesucherInnen das Wissen über die Lösung von Aufgaben selbst.
- ⇒ Auf einem Erlebnispfad nähern sie sich den Dingen spielerisch und aktiv mit allen Sinnen.
- ⇒ Ein Interpretationspfad baut entlang einer aus Leitideen bestehenden Themenlinie Beziehungen zwischen den BesucherInnen und den Phänomenen auf.

Alle diese Typen sind als „Schilderpfade“ (also mit Tafeln) oder als „Nummernpfade“ (mit unauffälligeren Nummernsäulen und Begleitheft oder –cassette/–CD) denkbar.

Der **Lehrpfad** setzt in der Regel den „Bildungshunger“ der BesucherInnen voraus. Er baut also auf vorhandenen Interessen auf, und der Anspruch der aktiven Einbeziehung beschränkt sich meist auf Beobachtungs-, manchmal auch Hör-, Tast- o. ä. -aufgaben.

Auch der **Lernpfad** geht von einem bildungswilligen Publikum aus. Die Tatsache, dass der/die BesucherIn nun etwas tun muss (z. B. Klappen oder Pumpen bedienen, durch Blickrohre sehen), um an seine/ihre Informationen zu kommen, wirkt auf manche Zielgruppen mehr, auf andere weniger stimulierend.

Ein **Erlebnispfad** bezieht den/die BesucherIn noch aktiver mit ein. Er spricht dabei v. a. ein Freizeitpublikum (Schwerpunkt: Familien) an. Naturerlebnispfade bestehen oft aus einer großen Anzahl von Spielgeräten, über die der/die BesucherIn eine positive Beziehung zur Natur herstellen soll. Oft führen dabei Kinder Erwachsene (wieder) an die Natur heran. Obwohl über die Spielideen auch Wissen vermittelt werden kann, liegt den meisten Erlebnispfaden keine konkrete Leitidee zugrunde. Das Spiel bleibt bestimmend.

Auch ein **Interpretationspfad** richtet sich an ein Freizeitpublikum; d. h. auch er muss unterhaltsam gestaltet sein. Da in der Interpretation dem Phänomen aber nicht „die Show gestohlen“ werden darf, und dem Bezug zum Thema ein großer Stellenwert zukommt, steht der Einsatz von Aktionselementen nicht im Vordergrund. Wir verwenden dem Themenfeld angemessene Aktions- und Demonstrationselemente an etwa 50% der Stationen. Sämtliche Interpretationselemente (also Tafeln und Demonstrations- bzw. Aktionselemente) unterstützen die Leitideen der Phänomene und arbeiten so der Haupt-Leitidee des Interpretationspfades zu.

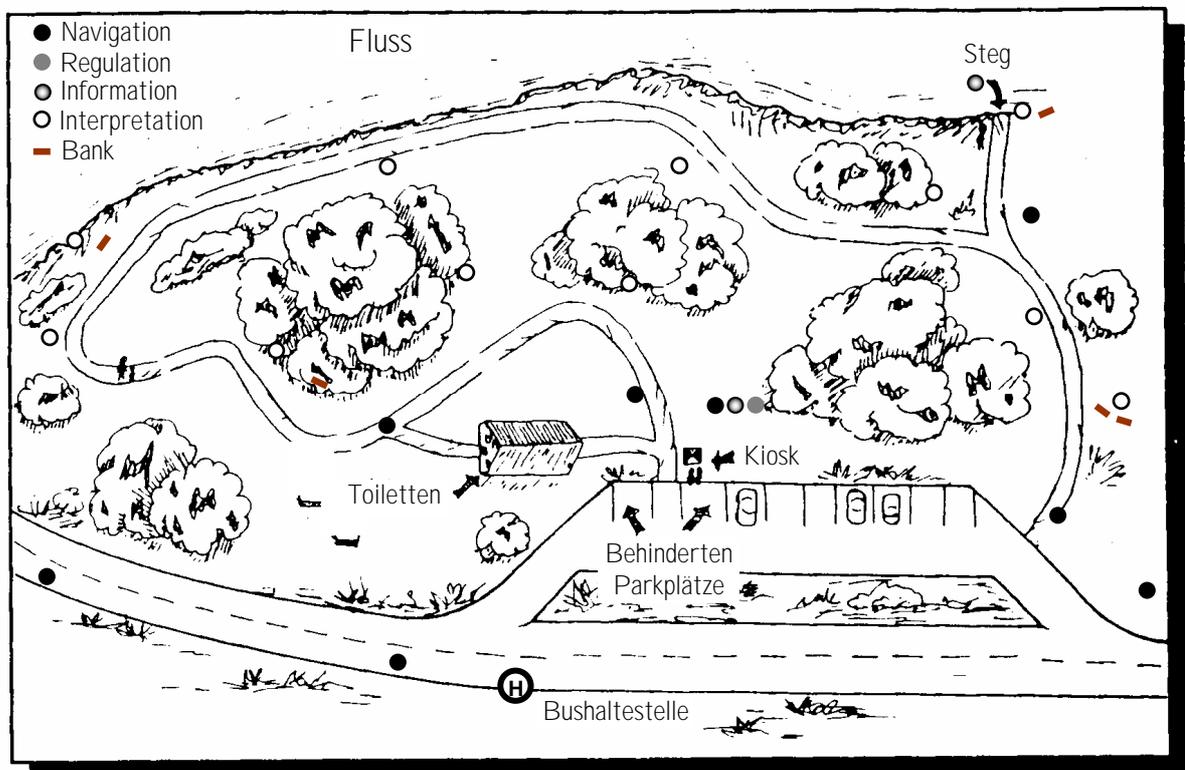
## Zur Struktur eines Interpretationspfades

Pfade haben eine sequentielle Struktur. Wie ein Bericht oder eine Erzählung, so besteht auch ein Interpretationspfad i. w. aus drei Teilen: Einleitung, Hauptteil und Schluss.

Die **Einleitung** (oder der Empfangsbereich) enthält alle Vorabinformationen, die für den/die BesucherIn wichtig sind. Meist ist dieser Ort eher lebhaft, so dass auch Warnungen oder Verhaltenshinweise nicht deplaziert wirken. Wesentlich ist jedoch, dass der/die BesucherIn sich hier einen Überblick verschaffen kann. Diese Orientierung sollte in einer Form gegeben werden, die die BesucherInnen davon überzeugt, sich auf den Pfad einzulassen. Schon an dieser Stelle soll deutlich werden, worum es uns geht.

Der **Hauptteil** – der eigentliche Pfad – folgt einer von uns festgelegten Dramaturgie. Wir gestalten den Weg abwechslungsreich, führen den/die BesucherIn gezielt an die Höhepunkte heran, sorgen dafür, dass eine Station auf die nächste hinleitet (ohne dass eine Station unverzichtbar wäre) – und ein Anlaufpunkt vom anderen aus noch nicht zu sehen ist. Entscheidend ist hierbei unser Gespür für die jeweilige Situation und wofür sie den/die BesucherIn öffnet. Der Hauptteil kann sowohl einen, als auch mehrere Höhepunkte haben. Er wiederholt das Thema in verschiedenen Variationen. Dabei sind die einzelnen Botschaften aber an sich so interessant, dass dies dem/der BesucherIn kaum auffällt. Die Informationsmenge, die wir anbieten, nimmt im Verlauf des Pfades ab.

Den **Schluss** bildet ein Bereich, der in mehrfacher Hinsicht der Sammlung dient. Zum einen dem Zusammenkommen von Familien und Gruppen, denn nicht jede/r wird den Parcours im gleichen Tempo absolvieren; zum anderen aber auch der inneren Sammlung des/der Einzelnen. Hier bringen wir unser Thema noch einmal auf den Punkt.



# Zur Planung eines Interpretationspfades

Um einen mit Tafeln und Aktionselementen ausgestatteten Interpretationspfad planen zu können, muss Klarheit über den zu interpretierenden **Natur- oder Kulturraum** und das der Planung zugrunde liegende **Themenfeld** bestehen. Zudem sollte ein grober **Kostenrahmen** abgesteckt sein. Wenn alles dies gegeben ist, planen wir einen Pfad anhand der folgenden Fragen in drei Phasen:

## Phase 1: Vorplanung

- ⇒ Soll das Areal über einen Rund- oder Verbindungsweg erschlossen werden?
- ⇒ Ist die Begehung in einer oder in beiden Richtungen sinnvoll, die Steuerung möglich?
- ⇒ Wo ist ein Wegebau erforderlich, und welche Materialien sollen verwendet werden?
- ⇒ Sind Maßnahmen zur Unfallverhütung zu treffen? (z. B. Entfernen von Altholz)
- ⇒ Welche Einschränkungen natur- oder denkmalschützerischer Art sind zu beachten?
- ⇒ Wie sieht das Umfeld aus (Parkplätze, ÖPNV-Anbindung, Wander-/Radwegenetz)?
- ⇒ Gibt es bereits ähnliche Einrichtungen in der näheren Umgebung?
- ⇒ Mit wie vielen BesucherInnen ist wann zu rechnen? (Gibt es Tages-/Saisonspitzen?)
- ⇒ Wer ist „der/die BesucherIn“? Welche Bedürfnisse bringt er/sie mit?
- ⇒ Was gibt es zum Thema/zur „Ausstattung“ zu sagen (breit angelegte Recherche)?
- ⇒ Was ist der „Charakter“ des Natur-/Kulturraums – welche Wirkung geht von ihm aus?
- ⇒ Wo sind die „sensiblen Punkte“, die einen Teilaspekt des Themas widerspiegeln?
- ⇒ Wie könnten die Leitideen an diesen möglichen Stationen lauten?

Ergebnis Phase 1:

Skizze 1:1000, Themenlinie mit Leitideen, Gestaltungsideen

## Phase 2: Entwurfsplanung (umfangreichste Planungsphase)

- ⇒ Wie soll der Weg im Einzelnen geführt werden? (Blickbeziehungen)
- ⇒ Wo sind Sitzgelegenheiten, Toiletten, Abfallbehälter o. ä. vorzusehen?
- ⇒ Wo sind verändernde Eingriffe nötig? (z. B. die Schaffung von Sichtschneisen)
- ⇒ Wie sollen die Tafeln aussehen? (Material, Farben, Schrifttypen/–größen, Raster)
- ⇒ Wie sollen die Stationen gestaltet werden? (Betrachtung als Interpretationsräume)
- ⇒ Mit welchen Aussagen sind die Leitideen jeweils zu untersetzen?
- ⇒ Wo sollen Aktions-/Demonstrationselemente eingesetzt werden? (Entwurfsskizzen)
- ⇒ Welche Texte und Graphiken sind vorzusehen? (Textvorschläge)
- ⇒ Welche Navigationstafeln sollen auf den Pfad hinweisen? (Entwurfsskizzen)
- ⇒ Sind Informations-/Regulationstafeln erforderlich? (Textvorschläge)

Ergebnis Phase 2:

Skizzen 1:100, Gestaltungsvorschläge, Integration in das Umfeld

## Phase 3: Ausführungsplanung

- ⇒ Wie sehen die vorgesehenen Objekte im Einzelnen aus? (Konstruktionszeichnungen)
- ⇒ Sind TÜV-Gutachten einzuholen?
- ⇒ Mit welchem Wartungsaufwand ist zu rechnen?
- ⇒ Wer bietet was an? (Kostenangebote für alle Leistungen)
- ⇒ Von welchen Kosten ist dabei auszugehen? (detaillierte Kostenplanung)

Ergebnis Phase 3:

Kostenangebote, Konstruktionszeichnungen > fertig zur Umsetzung

# Interpretationspfad oder Interpretationsraum?

Interpretationspfad und Interpretationsraum sind zwei zentrale Formen der nicht persönlich betreuten, *medialen* (im Gegensatz zur persönlich betreuten, *personalen*) Interpretation. Der wesentliche Unterschied zwischen diesen beiden Formen liegt darin, dass die Aufnahme der Informationen bei einem Interpretationspfad einer vorgegebenen Reihung unterliegt – also sequentiell ist. Bei einem Interpretationsraum ist sie dagegen punktuell: Der/die BesucherIn hat die Wahl, wann er/sie welches Phänomen betrachten möchte.

Einem **Interpretationspfad** liegt eine durchdachte chronologische Abfolge zugrunde. Der/die BesucherIn kann nicht frei entscheiden, in welcher Reihenfolge er/sie die Informationen aufnimmt. Eine aus den Leitideen zu den Phänomenen bestehende, attraktive Themenlinie ist unverzichtbar. Sie verhindert, dass zu viele Informationen übersprungen werden, und BesucherInnen so den Zusammenhang verlieren. Der größte Vorteil der sequentiellen Aufnahme besteht darin, dass der/die BesucherIn durch eine linear-kausale Darstellung gezielt auf einen höheren Erkenntnisstand geführt werden kann.

Die größte Schwierigkeit ergibt sich dagegen bei der Planung des Pfades; und zwar daraus, dass die Phänomene genau dort auftauchen müssen, wo sie ins Konzept passen – ohne dass der/die BesucherIn unterwegs durch andere eindrucksvolle Phänomene abgelenkt wird. In der Praxis neigen die GestalterInnen von Pfaden deshalb oft dazu, Interpretationsgegenstände künstlich einzubringen oder sich vom Grundsatz des Vorhandenseins konkreter Objekte an sich zu lösen. Dadurch wird aber die originale Natur oder Kultur aus dem Zentrum der Betrachtung hinaus in die Kulisse abgedrängt.

Interpretationspfade können BesucherInnen dazu verleiten, ein Gebiet in Etappen zu durchqueren, statt in ihm zu verweilen. Auch in diesem Fall treten die vorhandenen Phänomene in den Hintergrund, und es kann zu einem Missverhältnis zwischen Erleben und Belastung kommen. Wenn die einzelnen Anlaufpunkte zu weit voneinander entfernt sind, kann der rote Faden der Themenlinie zwischenzeitlich verloren gehen.

Beim **Interpretationsraum** bestehen diese Schwierigkeiten nicht. Hier kommt es darauf an, ein „Krafftfeld“ ausfindig zu machen, das den/die BesucherIn aus Gründen, die für unser Anliegen relevant sind, anzieht. Die Bereicherung des längeren Aufenthalts innerhalb eines zumeist eng begrenzten Naturraums steht im Vordergrund. Zwischen den vorhandenen Gegenständen dieses Raums und dem/der BesucherIn können nun aus verschiedenen Blickwinkeln (Interpretationsfeldern) geistige Brücken gebaut werden, die unser Anliegen in seinen unterschiedlichen Aspekten begreifbar machen.

Auch dem Interpretationsraum liegt eine Haupt-Leitidee zugrunde. Die nachgeordneten Leitideen sind aber nicht in einer Themenlinie, sondern in einem beliebig zugänglichen Themenkreis angeordnet. Ein Interpretationsraum ist aus diesem Grund weniger gut dazu geeignet, einen aufeinander aufbauenden Denkansatz zu vermitteln.

Die Entscheidung, ob ein Interpretationspfad oder ein Interpretationsraum eingerichtet werden soll, hängt nicht nur von konzeptionellen Überlegungen ab. Ausschlaggebend hierfür ist die Gestalt des Natur- oder Kulturraums, der für eine mediale Interpretation vorgesehen ist:

Langgestreckte Naturräume wie ein Grat, ein Flusslauf oder eine Schlucht, die den Besucherstrom an sich kanalisieren oder historische Altstadtgassen, legen einen Interpretationspfad nahe. Räume, die eine flächige Struktur aufweisen – wie eine Lichtung, ein Gebirgsplateau oder ein Schlosshof – sprechen eher für einen Interpretationsraum.

# Planung eines Interpretationszentrums

Interpretationszentren sind feste Gebäude (oder klar abgegrenzte Teile davon), die zu den Öffnungszeiten personal betreut sind und im unmittelbaren Bezug zu konkret wahrnehmbaren Phänomenen stehen. Ihre öffentliche Fläche umfasst mind. 50 bis 100 m<sup>2</sup>.

Ein Interpretationszentrum hat i. d. R. drei Teilbereiche:

- ⇒ Empfangs- und Ausstellungsbereich
- ⇒ Sanitärbereich
- ⇒ Verwaltungsbereich (Büro und für Ausstellungsgegenstände geeigneter Lagerraum).

Die sinnvolle Größe dieser Bereiche und ihre Zuordnung zueinander müssen vorab geklärt werden. Bei Neubauten oder Umnutzungen besteht unsere Aufgabe darin, gegenüber Bauamt, Architekturbüro und Natur- bzw. Denkmalschutz, die Belange der BesucherInnen und die inhaltlich-methodischen Aspekte zu vertreten.

Wesentliche Fragen bei der Gestaltung eines Interpretationszentrums sind

- ⇒ Was ist die Haupt-Leitidee? Welches sind die Phänomene und ihre Leitideen?
- ⇒ Welche Funktion kommt dem Zentrum im Management- oder Interpretationsplan zu?
- ⇒ Gibt es verbindliche Gestaltungskriterien (Corporate Design)?
- ⇒ Wie fügt sich das Zentrum harmonisch in sein unmittelbares Umfeld ein?
- ⇒ Wie wird das Zentrum erschlossen (Rad-/Wanderwege, ÖPNV, Parkplatz)?
- ⇒ Ist eine in ihrer Naturverträglichkeit vorbildliche Ver- und Entsorgung gewährleistet?
- ⇒ Sind Betrieb und Instandhaltung finanziell und personell abgesichert?
- ⇒ Wie viele BesucherInnen sind zu welchen Zeiten zu erwarten (Frequentierung)?
- ⇒ Mit welchen Eindrücken und Motiven betreten sie das Zentrum?
- ⇒ Ist ein Rahmenprogramm (z. B. ein Interpretationsgang oder -pfad) vorgesehen?

Die Frequentierung ist entscheidend für die Berechnung der Verkehrsräume (öffentlicher Raum ohne Stellflächen). Für den Empfangsbereich rechnen wir 1 m<sup>2</sup>, für den Ausstellungsbereich mindestens 2 m<sup>2</sup> Grundfläche pro BesucherIn. Wenn das Zentrum mit dem Rollstuhl zu erreichen ist, sollte es auch rollstuhlgerecht ausgeführt sein. In jedem Fall muss es den für öffentliche Gebäude dieser Größenordnung verbindlichen Sicherheitsvorschriften (Brandschutz, Fluchtwege) entsprechen. Der Empfangsbereich soll einladend gestaltet und so ausgelegt sein, dass er die größte im Regelfall zu erwartende Personenmenge aufnehmen kann. Zentrales Element des Empfangsbereichs ist i. d. R. die Infotheke mit – den BesucherInnen zugewandter - Übersichtskarte (unter Glas) und Printmedien. In besuchtsarmen Zeiten können variable Displays oder Sitzgelegenheiten den Raum füllen. Ist der Empfangsbereich zu klein, sollte es zumindest einen überdachten Außenbereich mit Sitzbänken und Grundinformationen (z. B. Übersichtskarte) geben.

Wo die Räume eng begrenzt sind, kann es zudem sinnvoll sein, den Sanitärbereich (der von vielen BesucherInnen bevorzugt angesteuert wird) mit einem eigenen, deutlich erkennbaren Zugang zu versehen und einen Regenschutz vor dem Zentrum anzubieten. Diese Einrichtungen sollten dann auch außerhalb der Öffnungszeiten zugänglich sein.

Der Weg zum Interpretationszentrum muss hinreichend ausgeschildert werden. Besonders bei abgelegenen Gebäuden müssen Navigationstafeln spätestens von da an über die Öffnungszeiten Auskunft geben, wo das Zentrum das Hauptziel eines Weges darstellt. Informationstafeln, die neugierig machen, sollten an den umliegenden Anlaufpunkten aufgestellt werden.

## Zum Aufbau von Ausstellungen

In Ausstellungen können wir vergängliche Objekte präsentieren und Phänomene zeigen oder enthüllen, die in natura so nicht sichtbar sind. Diesen Vorteil sollten wir nutzen. Nur mit Schrift- und Bildtafeln zu arbeiten würde bedeuten, die BesucherInnen auf ihren Gesichtssinn einzuschränken und zudem die dritte Dimension zu verschenken.

Bei der Auswahl der Objekte ist es aber wichtig, keine auf Vollständigkeit bedachte Sammlung anzulegen, sondern wenige, im Sinne einer Leitidee aussagekräftige Stücke auszuwählen und unterhaltsam in Szene zu setzen. Diese müssen mit dem Umfeld und der Stimmung der BesucherInnen in Verbindung stehen. Eine von Vitrinen geprägte, klassische Museumsatmosphäre sollten wir vermeiden. Und auch eine Ausstellung folgt den für das Schutzgebiet vereinbarten Gestaltungskriterien (Schrifttypen, Farben,...).

Objekte brauchen Raum, um zu wirken. Wir müssen von einer Verkehrsfläche von mindestens 2 m<sup>2</sup> pro Person ausgehen. BesucherInnen dürfen sich nicht gegenseitig behindern und müssen auch einmal einen Schritt zurücktreten können. Auch Kinder und Behinderte sollen Zugang haben. Kinder können in eigenen, attraktiven Erlebnisbereichen „konzentriert“ werden. Dabei geht aber der Synergieeffekt verloren: Kinder regen Erwachsene oft erst dazu an, Dinge genauer zu betrachten und selbst aktiv zu werden.

Wo die Verweildauer der BesucherInnen nur kurz ist, müssen die Aussagen der Gegenstände auf einen Blick fassbar sein. Die Blicke lassen sich durch Raumgestaltung, BesucherInnenführung und Beleuchtung so lenken, dass das, was uns am wichtigsten ist, zuerst ins Blickfeld der BesucherInnen gerät. Wenn komplexe Sachverhalte erläutert werden müssen, können Sitzgelegenheiten zum längeren Verweilen einladen.

Für Ausstellungen typische Präsentationsformen sind Landschaftsmodelle und Dioramen. In einem Diorama wird ein Naturausschnitt im Glaskasten originalgetreu nachgestellt, die Darstellung in einem Gemälde an der Rückwand fortgeführt. Dioramen kommen zum Einsatz, wenn Tier(präparat)e in ihren typischen Lebensräumen (etwa unter Tage) gezeigt oder historische Situationen fassbar gemacht werden sollen. Lebende Tiere, auch oder gerade wenn sie klein sind, sind für viele BesucherInnen eine herausragende Attraktion. Sie müssen aber artgerecht gehalten und regelmäßig versorgt werden.

Wo mit Texten gearbeitet wird, werden die BesucherInnen i. d. R. in der Leserichtung (Uhrzeigersinn) geführt. Dabei werden sie durch Funktionsmodelle, Klappen, Tastboxen u. ä. zur Interaktion angeregt. Oft wird aber von solchen Angeboten – obwohl sie als Aufwertung verstanden werden – nicht Gebrauch gemacht. Das heißt: Es ist nicht sinnvoll, für das Verständnis grundlegende Botschaften hinter Klappen zu „verstecken“. Auch muss in einer Ausstellung, in der sich BesucherInnen frei im Themenkreis bewegen können, jede Inszenierung für sich verständlich sein. Technische Aufbauten (Lichtschranken, Tondokumente, Filmausschnitte, Duftorgeln,...) können Objekte in ihrer Aussage unterstützen. Wir sollten aber auf sie verzichten, wenn sie diese in den Hintergrund drängen - oder bei Ausfall nicht sofort wieder vom Betreuungspersonal instand gesetzt werden können.

Ausstellungen können auch transportabel gestaltet sein. Wichtige Kriterien für transportable Ausstellungen sind der schnelle und unkomplizierte Auf- und Abbau, die Unabhängigkeit von Strom-, Gas- oder Wasseranschlüssen, eine gewisse Robustheit der Elemente und die Möglichkeit, die Ausstellung platz sparend zu verpacken (s. a. S. 33).

# Kinder als Zielgruppe der personalen Interpretation

Der abschließende der sechs Grundsätze der Interpretation von FREEMAN TILDEN lautet: „Interpretation für Kinder bis zu einem Alter von etwa zwölf Jahren darf keine Abwandlung der Angebote für Erwachsene sein. Sie folgt einem grundlegend anderen Ansatz und erfordert ein eigenes Programm“ (s. Anlage II).

Als pädagogischer Laie hat TILDEN die Besuchergruppe „Kinder“ zunächst nicht weiter differenziert. Er hatte jedoch beobachtet, dass Kinder in besonderem Maße den Drang haben, sich Dinge und Erkenntnisse aktiv anzueignen: „Lernen durch Tun“ ist das für sie wesentliche Lernprinzip. Da sich aber die Wahrnehmungen und Ansprüche der Jungen und Mädchen innerhalb des Lebensabschnitts von 6 bis 12 Jahren verändern, möchten wir die Besuchergruppe „Kinder“ hier noch etwas genauer betrachten.

**6 bis 7 Jahre** - Der Übergang vom Kleinkind zum Kind deckt sich in unserem Kulturkreis mit der sogenannten Schulreife. In dieser Zeit tritt die Realität in die Spielwelt des Kindes ein, zu den Als-Ob-Handlungen, die das Spiel bis dahin bestimmt haben, treten vermehrt reale Handlungen. Erwachsene werden zu Vorbildern, von denen das Kind nun auch gern kleinere Aufträge annimmt. Die bevorzugten Rollenspiele sind phantasie reich und nachahmend, erste Regelspiele treten hinzu.

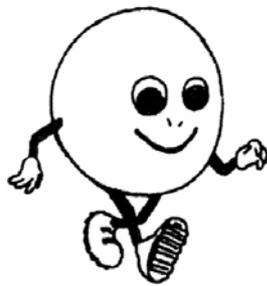
**8 bis 9 Jahre** - Nach wie vor bestimmen Märchen und Mythen die Gedankenwelt des Kindes. Dabei werden Abenteuergeschichten zunehmend bedeutungsvoller. Neben die nächsten Erwachsenen (Eltern, LehrerInnen) treten als Vorbilder Helden aus Filmen oder aus der realen Welt. Im sozialen Bereich werden Rollen, Verhaltensmuster und zunehmend auch Haltungen eingeübt. Die Kinder organisieren sich in Gruppen. Eine ihrer ersten großen Herausforderungen besteht darin, mit dem Umstand zurechtzukommen, dass alle höheren Lebewesen zerstören müssen, um selbst leben zu können. Das individuelle Interesse der Kinder erwacht, wobei aber der Wahrnehmungshorizont i. w. noch auf das Hier und Jetzt beschränkt ist. „Konkret-logische Operationen“ (PIAGET) bestimmen das Handeln, und eine zumeist auf Schlüsselerfahrungen aufbauende, individuelle Moral entsteht.

Gegen Ende dieser Phase erwacht in vielen Kindern die Sammelleidenschaft, und sie versuchen sich ansatzweise darin, Dinge nach eigenen Gesetzen zu strukturieren und zu kategorisieren. Das Pflegerische gewinnt an Bedeutung. Die Kinder wollen zudem wissen, wie die Dinge funktionieren, was die Dinge kosten und welchen Effekt es hat, wenn sie Veränderungen vornehmen. Diese Phase wird durch eine außerordentliche Kreativität gekennzeichnet. Ein individuelles Interessenprofil bildet sich aus - und gerät bisweilen in Konflikt mit den unmittelbaren Autoritäten der Erwachsenenwelt.

**10 bis 12 Jahre** – Was sich in der vorangegangenen Phase abgezeichnet hat, verstärkt sich nun. Nach Geschlechtern getrennte Gruppen entstehen, bilden eigene Regeln und hecken Mutproben sowie mehr oder weniger kreative Streiche aus. Es zeichnet sich ein Entwicklungsvorsprung der Mädchen vor den Jungen ab. Für letztere bekommt die eigene Gruppe und ihre Leistungsfähigkeit eine herausragende Bedeutung. Die Kritik lust an den Erwachsenen nimmt weiter zu. Alles was konkret und eigenverantwortlich handlungsbezogen ist, hat einen besonders hohen Stellenwert. Ernsthafte Unternehmungen sind angesagt; das phantasievoll Spielerische ist – abgesehen vom Wettkampf - vordergründig nicht mehr so gefragt. Gedächtnis und Lernfähigkeit erreichen ihren Höhepunkt. Nach außen hin dominieren sachlich-nüchterne Aspekte – Argumente zählen, und märchenhaft-mythische Darstellungen werden nun vermehrt mit Spott bedacht.

## Zusatzelemente der personalen Interpretation für Kinder

Was Kinder als Zielgruppe der Interpretation charakterisiert, haben wir in Text 44 aufgezeigt. Es ist deutlich geworden, dass sich die v. a. am abstrakten Dialog orientierten Formen der Interpretation (s. Anlage V) nur eingeschränkt auf die Arbeit mit Kindergruppen übertragen lassen. Zwar ist es bisweilen durchaus möglich, Kinder mit einer Kurzinterpretation zu einem für sie reizvollen Phänomen zu fesseln und sie in diesem Rahmen mit attraktiven Aufgaben zu versorgen. Sobald die Zusammenhänge aber komplexer werden und ihre Entwicklung einige Zeit in Anspruch nimmt, werden wir ihren Bedürfnissen damit nicht mehr gerecht. Die Interpretation muss greifbarer sein, und sie erfordert mehr Bewegung. Darüber hinaus muss die **Leitidee gleichzeitig Spielidee** werden. Zusätzliche Elemente, die das gewährleisten, werden somit erforderlich.



Eines dieser Elemente, das sich vielfach bewährt hat, haben wir **Leitfigur** genannt. Es ist die märchen- und bisweilen auch heldenhafte Gestalt, die bestimmte Eigenschaften in sich vereint, und die die Kinder durch den Tag begleitet. Dabei kann es sich um ein tatsächlich vorhandenes Wesen handeln, das beseelt wird (z. B. um die Buche Arbor), um ein Wesen, das irgendwo vorhanden ist, das die Kinder aber mit großer Wahrscheinlichkeit nicht zu Gesicht bekommen (z. B. Lukas der Luchs) oder um ein gänzlich fiktives Wesen (z. B. das kleine Mini-Mum; s. Abb.). Es genügt nicht, dass die

Leitfigur vorhanden ist und immer wieder einmal erwähnt wird. Eine Leitfigur muss zunächst „aufgeladen“ werden, um ihre Wirkung entfalten zu können, und sie muss einen in sich schlüssigen und glaubwürdigen Charakter haben. Je mehr Ansatzpunkte sich für die Identifikation mit der Leitfigur ergeben, desto mehr Zugkraft hat sie. Prinzipiell ist es auch möglich, dass der/die InterpretIn selbst als Leitfigur in Erscheinung tritt, wie das bei der Rolleninterpretation in der ersten Person (s. S. 32) geschieht. Die Rolle lässt sich aber nicht über lange Zeit durchhalten, weshalb solche Auftritte i. d. R. eher auf ein eindrucksvolles Finale mit einem/einer HelferIn in Gestalt der Leitfigur beschränkt bleiben.

Ein weiteres wichtiges Element für die Interpretation mit Kindern ist die **Strukturhilfe**. Sie ist dann unverzichtbar, wenn es um die Vermittlung von Zusammenhängen geht, die Schritt für Schritt erarbeitet werden sollen, und die nicht auf einen Blick gegenständlich zu erfassen sind. Ein Puzzle kann eine gute Vorlage für eine Strukturhilfe sein; etwa indem weiße Flecken in einem Bild im Verlauf einer Unternehmung gefüllt oder Puzzleteile zu einem symbolischen Haus, einem Kreis o. ä. ergänzt werden. Zahlreiche Ideen hierzu enthält das Buch „Earth Education – Ein Neuanfang“ von STEVE VAN MATRE.

Damit Kinder solche Prozesse auch in der Rückschau noch nachvollziehen können, benötigen sie **Gedächtnisstützen**. Von jedem Anlaufpunkt, an dem etwas geschehen ist, nehmen sie deshalb einen Gegenstand mit, der sie später an das Geschehene erinnert.

Schließlich erleichtern **Motivationshilfen** die Arbeit mit Kindern. Damit kann vieles gemeint sein, was der Leitidee dient und den Kindern Freude macht. Zumeist handelt es sich um Spiele und Aktionen, in deren Zusammenhang Preise verteilt werden können.

Der Einsatz von Zusatzelementen kann bewirken, dass die Bedeutung der Phänomene in den Hintergrund tritt. Ziel jeder Interpretation ist aber die Vertiefung der Beziehung zu unserem Natur- und Kulturerbe. Es ist die nicht immer ganz leichte Aufgabe der InterpretInnen, darauf zu achten, dass die Angebote in diesem Sinn unverwechselbar bleiben.

# Standardprogramme für Schulklassen (1. bis 6. Schuljahr)

Kinder kommen selten allein. Wenn sie nicht mit ihren Eltern unterwegs sind, dann mit einer Feriengruppe oder im Klassenverband. Für viele Einrichtungen ist die Arbeit mit Schulklassen die Regel. Wenn sich die Anfragen häufen, ist aber schnell der Punkt erreicht, an dem Aufwand und Nutzen nicht mehr so recht im Verhältnis zu stehen scheinen. Es entsteht die Notwendigkeit, die Angebote effektiver zu gestalten.

Während die regulären Formen der Interpretation (s. Anlage V) sich oft an ein buntes Freizeitpublikum richten, können wir Schulklassenprogramme an Zielgruppen anpassen. So lässt sich die Vorbereitung und Durchführung z. T. standardisieren, und die Vermittlung bleibt nicht auf die Zeit beschränkt, die die Gruppe in unserer Einrichtung verbringt.

Die **strategischen Vorgaben** für ein Schulklassenprogramm ergeben sich dann aber nicht mehr nur aus unserer Mission, sondern auch aus dem Lehrplan. Beides ist auf die **Rahmenbedingungen** finanzieller, zeitlicher, örtlicher und inhaltlicher Art abzustimmen.

In der Ausarbeitung des Programms ist eine klare Gliederung in Einleitung, Hauptteil und Schluss empfehlenswert. Die Einleitung (Sondierungsphase) dient dem Kennenlernen und der Einschätzung der Gruppe, die Schlussphase dem Austausch der Erfahrungen und ihrer Übertragung in die Lebenswelt der TeilnehmerInnen. Der Hauptteil erstreckt sich über verschiedene, durch kurze Wegstrecken (5-10 min.) miteinander verbundene Anlaufpunkte, an denen intensiv gearbeitet (bzw. gespielt) wird. Damit dies gelingt, sollte die Gruppengröße im Hauptteil auf maximal zehn TeilnehmerInnen beschränkt sein. Eine Schulklasse wird zu diesem Zweck aufgeteilt, was mglw. den Einsatz von Hilfskräften erfordert. Die Vorbereitung des Programms erfolgt in drei Phasen (s. Anlagen X, XI):

1. Zunächst muss unbedingt Klarheit darüber bestehen, an welche **Zielgruppe** das Programm mit welcher **Zielstellung** herantritt.
2. Zur Zielstellung wird – wie bei allen Formen der Interpretation - eine eindeutige **Leitidee** in Form einer Spielidee formuliert. Neu hinzu kommt die altersgerechte **Strukturhilfe**. Sie sorgt dafür, dass die Themenlinie, die das Programm wie ein roter Faden durchzieht, greifbar wird. Erleichtert wird die Einordnung einzelner Anlaufpunkte in die Leitidee außerdem durch eine immer wiederkehrende **Leitfigur**, mit der sich die TeilnehmerInnen identifizieren können und durch verschiedene Gegenstände, die als **Gedächtnisstützen** später an die einzelnen Aktivitäten erinnern. Diese lassen sich mit dem Verteilen von **Motivationshilfen** für bewältigte Aufgaben koppeln.
3. Wie erfolgreich ein Programm war, lässt sich in der Schlussphase ermitteln. Die **Zusammenführung** der Ergebnisse im Hinblick auf die Zielstellung wird durch die Gedächtnisstützen wesentlich erleichtert. Klare Vorstellungen sollten außerdem über die angestrebten Wege der **Übertragung** der Programmergebnisse in die Lebenswelt der TeilnehmerInnen bestehen - und über die vielfältigen Möglichkeiten der **Ausweitung**, die Programme bieten (z. B. durch Vorankündigungen, Fragebögen zum Themenfeld, Unterrichtsmaterialien oder Preisausschreiben im Anschluss).

Insbesondere die unter 2. genannten Attribute sind auch für jüngere BesucherInnen im Freizeitbereich bedeutsam. Die Phänomene müssen in jedem Fall leicht zu erschließen sein. Das Vorhandensein der Leitideen zu den Phänomenen ist wünschenswert aber nicht in jedem Fall zu erreichen. – Denn eine Spielidee oder eine Hintergrundgeschichte kann die Gruppe stellenweise vollkommen in ihren Bann ziehen.

## Das „schwierige Alter“ (12 bis 14 Jahre)

Mit 12 bis 14 Jahren vollzieht sich der Übergang vom Kinder- ins Jugendalter. Während das Gesetz noch bis zum vollendeten 14. Lebensjahr vom „Kind“ spricht, lässt sich der Begriff gegenüber Zwölfjährigen in der Realität kaum noch vertreten. Mit etwa 12 Jahren sind nahezu alle Jungen und Mädchen zu „formal-logischen Operationen“ (PIAGET) in der Lage. Leitfiguren und Strukturhilfen sind zum Verstehen nicht mehr erforderlich, das Phantasievolle und Märchenhafte wird meist abgelehnt, und die jugendlichen TeilnehmerInnen möchten individuell behandelt und nicht in Programmen abgefertigt werden. Im Prinzip könnte man nun Kurzinterpretationen und Interpretationsgänge anbieten wie für ein erwachsenes Publikum. Wer das schon getan hat, weiß aber, dass das in dieser Altersphase, die sich i. w. mit der Pubertät deckt, oft kaum möglich ist.

Die Jungen und Mädchen haben einen eigenen Willen entwickelt. Sie sind überzeugt, dass vieles, was ihnen geboten wird, an ihren eigentlichen Bedürfnissen vorbeigeht - und sie wenden sich nun z. T. offen und unverblümt gegen jede Autorität. Dieser Widerspruchsgeist ist an sich wichtig für die Identifikation; zugleich macht er aber sowohl uns als auch den Jugendlichen selbst das Leben schwer. Es kommt hinzu, dass die Entwicklung bei Jungen und Mädchen nicht gleich verläuft. Sie ist nicht nur geschlechterspezifisch unterschiedlich, Mädchen sind bisweilen auch um ein bis zwei Jahre voraus, so dass von einer einheitlichen Zielgruppe kaum noch gesprochen werden kann. Obwohl einerseits die Beziehung der Geschlechter das herausragende Thema in dieser Altersphase ist, gehen die Geschlechter zugleich offen auf Distanz (was zumeist von den Jungen ausgeht). Das Interesse an Sachzusammenhängen aus Natur und Kultur tendiert plötzlich gegen Null, so dass man, wenn man die Bedürfnisse der BesucherInnen ernst nehmen möchte, eigentlich nur empfehlen kann, auf Kurzzeitangebote, die nicht eindeutig praktisch ausgerichtet sind, für diese Altersstufe ganz zu verzichten. Kaum eine Einrichtung bedient ihre jüngeren BesucherInnen jedes Jahr, und wer in der 7. oder 8. Klasse nicht erreicht wird, kann mglw. in der 6. oder 9. an Angeboten teilnehmen.

Sind wir aus irgendwelchen Gründen dennoch gezwungen, mit dieser Altersgruppe lehrplanorientiert und im Klassenverband zu arbeiten, dann sollte von vornherein klar sein, dass wir nur dann Erfolg haben werden, wenn uns die Jugendlichen und ihr Empfinden bei der Themenwahl wichtig sind. Gegenüber keiner Zielgruppe gilt das in diesem Umfang. Bisweilen nehmen Programme in dieser Altersstufe therapeutische Formen an. Den richtigen Ton zu treffen ist essentiell - und doch nie schwieriger, denn es fällt den Jugendlichen schwer, verantwortliche Erwachsene als PartnerInnen zu akzeptieren.

Das von CHRISTINA PETERS u. a. erarbeitete Tagesprogramm „Balance“ aus dem Nationalpark Sächsische Schweiz ist ein Beispiel dafür, wie versucht werden kann, inhaltliche Aspekte mit dem, was die Jugendlichen in dieser Phase bewegt, in Einklang zu bringen. Thematisiert wird einerseits die Rolle der Natur, die unterschiedlichen Nutzungsansprüchen ausgesetzt ist. Andererseits steht der Begriff „Balance“ aber auch für die Suche nach einem inneren Gleichgewicht der TeilnehmerInnen. Insofern sind Aktivitäten bestimmend, bei denen die Suche nach diesem Gleichgewicht eine wichtige Rolle spielt. Praktisches Tun, in dessen Verlauf der Arbeitsprozess an sich die Funktion des/der Lehrenden übernimmt, können geeigneter sein, als ein Lernprogramm. Mit einem produktiven Ergebnis kann aber auch hier nicht in jedem Fall gerechnet werden.

Am Ende dieser Phase – also etwa ab Klassenstufe 9 – sind viele Hilfen nicht mehr erforderlich. An die Stelle des Programms treten die regulären Formen der Interpretation.

## Vorzüge und Nachteile von Standardprogrammen

Zielgruppenspezifische und zielkonkrete Programme bieten in der Durchführung eine ganze Reihe von Vorzügen, die verschiedenen Nachteilen gegenüberstehen:

+	-
Abstimmung auf eine konkrete Zielgruppe wird möglich.	TeilnehmerInnen müssen sich an bestehendes Angebotsspektrum anpassen.
minimaler Vor-/Nachbereitungsaufwand erlaubt höhere TeilnehmerInnenzahlen.	Gruppenmitglieder haben nur begrenzt Einfluss auf den Programmverlauf.
Durchführung ist nach kurzer Einarbeitung auch durch Hilfskräfte möglich.	Programme erfordern umfangreiches Personal.
routinierte Durchführung ermöglicht Konzentration auf die Zielgruppe.	Durchführung des gleichen Programms über lange Zeit „tötet“ MitarbeiterInnen.
bereitstehender Zeitrahmen wird vollständig ausgefüllt.	InterpretInnen sind in der Durchführung durch das Programm gebunden.
trotz Kleingruppenarbeit schlüssiger, aufeinander abgestimmter Verlauf.	spontane Begegnung mit programmfernen Phänomenen ist eingeschränkt.
passende Medien und Methoden können vorbereitet werden und sind im richtigen Augenblick zur Hand.	hoher Vorbereitungsaufwand wird erst ab einem bestimmten Umfang wirklich effektiv.
Ergebnisse einer Evaluation können unmittelbar umgesetzt werden.	Evaluation ist unverzichtbar, um Fehler nicht zu multiplizieren.

Die deutlichsten Vorzüge bieten Programme dort, wo wenige MitarbeiterInnen in kurzer Zeit sehr viele Veranstaltungen durchführen und dazu eine Vielzahl von saisonalen Hilfskräften einarbeiten und koordinieren müssen.

Die Bildungsarbeit im Nationalpark Sächsische Schweiz stützt sich bspw. auf zielgruppenspezifische Tagesprogramme für Schulklassen. Jährlich werden dort mit diesen vier- bis siebenstündigen Programmen 5000 bis 10000 Kinder und Jugendliche erreicht.

Schwierigkeiten ergeben sich, wenn die Saisonkräfte zu häufig in den gleichen Programmen zum Einsatz kommen oder noch nicht ausreichend aufeinander eingespielt sind. Dann kann ein Programm auf die Interpretation der Phänomene unter Umständen hemmend wirken. Bei entsprechender Praxis im Team laufen aber auch komplexe Programme mehr und mehr im Hintergrund ab, während sich das fruchtbare Zusammenspiel zwischen Phänomen, TeilnehmerIn und InterpretIn weitgehend ungestört entfaltet.

Standardprogramme machen nur dort Sinn, wo in einer Einrichtung viele BesucherInnen zu verzeichnen sind. Richtet sich die Bildungsarbeit an die regionale Bevölkerung, so sind andere Methoden erforderlich. So bietet bspw. das Biosphärenreservat Oberlausitzer Heide- und Teichlandschaft Kindern im Rahmen des Projektes „Kinder der Dörfer“ Gelegenheit, auch über längere Zeit von den MitarbeiterInnen der Verwaltung betreut zu werden. Auch die deutschen Junior Ranger-Programme sind i. d. R. so strukturiert.

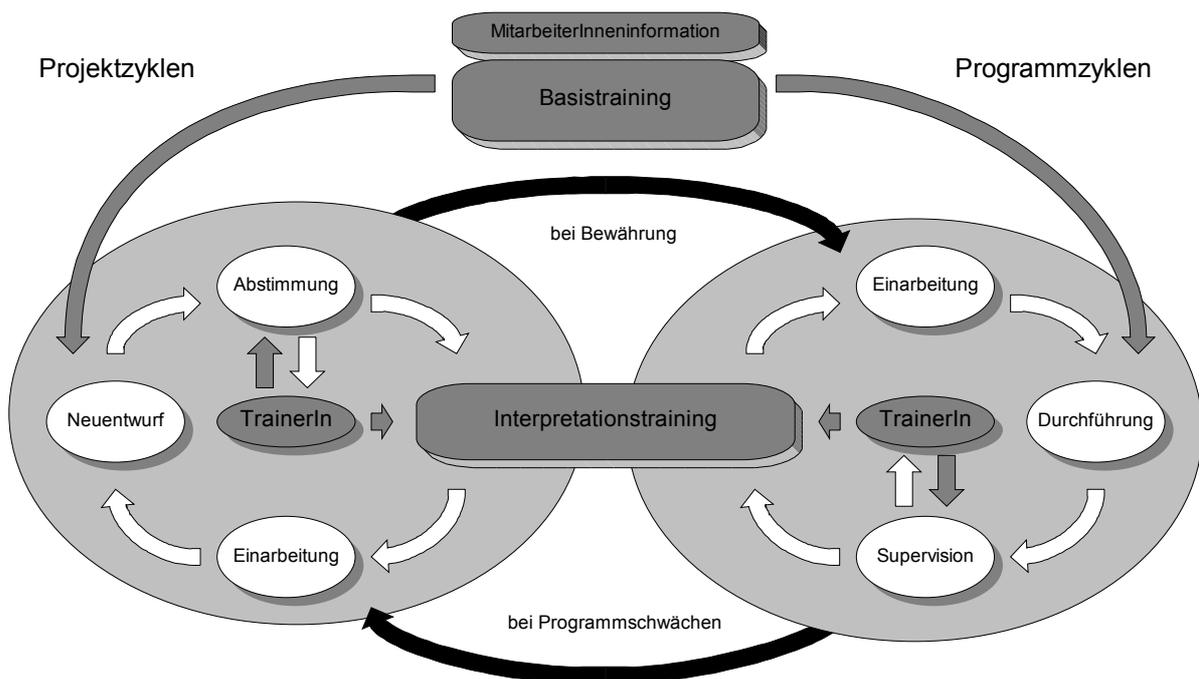
# Einsatz von Saisonkräften in Standardprogrammen

Die Erarbeitung von Standardprogrammen für Schulklassen durch entsprechende Projektteams, ihre Auswertung, die Einarbeitung neuer Ansätze und die ständige Überprüfung und Überarbeitung der Materialien verläuft in Projektzyklen.

Programme müssen bisweilen lange Zeit erprobt werden, bevor sie sich den Rahmenbedingungen nahezu optimal angeglichen haben. Sie werden deshalb in den ersten Jahren ihres Einsatzes kontinuierlich weiterentwickelt. Im Nationalpark Sächsische Schweiz hat es sich bewährt, den Zyklus dieser Weiterentwicklung der im Jahresverlauf schwankenden Nachfrage anzupassen. Die einzelnen Entwicklungsphasen im Programmzyklus lassen sich dabei den vier Jahreszeiten zuordnen:

- Frühjahr      Auswahl und Einarbeitung des MitarbeiterInnenstabes
- Sommer       Durchführung und Protokollierung der Programme
- Herbst        Auswertung der Erfahrungen vom Sommer
- Winter        Überarbeitung der Programme und Aktualisierung der Trainingsinhalte.

Beide Zyklen stehen miteinander in Verbindung. Programme, die deutliche Schwächen zeigen, können so erneut einen Projektzyklus durchlaufen. Den Zyklen beigeordnet ist ein System zur fortlaufenden Information und Schulung von neuen MitarbeiterInnen.



Der Einsatz dieses Systems kann sehr effektiv sein, wenn eine bestimmte Mindestanzahl von geeigneten, über Praktikums- oder Honorarverträge beschäftigten MitarbeiterInnen mit der Entwicklung und Durchführung einer Mindestanzahl von Programmen betraut wird.

Fast alle im Nationalpark Sächsische Schweiz eingesetzten Standardprogramme wurden ausschließlich durch – entsprechend betreute – Saisonkräfte erarbeitet. Dabei wurden bis zu 50 Saisonkräfte im Verlauf einer Saison eingesetzt.

# Aus- und Fortbildung von Saisonkräften

Saisonkräfte können die Interpretation über Standardprogramme für Schulklassen kostengünstig und in bedeutendem Umfang unterstützen. Im Gegenzug – und natürlich auch, um die hohe Qualität der Arbeit zu gewährleisten – sollten wir dort, wo wir mehrere Saisonkräfte gleichzeitig einsetzen, auch entsprechende Fortbildungsangebote bereithalten.

Saisonkräfte werden i. d. R. über einen Zeitvertrag (z. B. einen PraktikantInnenvertrag) oder auf Honorarbasis tätig. Zivildienstleistende, FÖJ, FSJ und FJD, ABM-Kräfte und ehrenamtliche MitarbeiterInnen rechnen wir nicht zu den Saisonkräften.

Im Nationalpark Sächsische Schweiz hat sich für alle im Bildungsbereich in der Betreuung von Schulklassen eingesetzten Saisonkräfte ein fünfstufiges Aus- und Fortbildungssystem bewährt (s. S. 58):

1. Vorfeldinformation
  2. Basistraining
  3. Einarbeitung
  4. Supervision
  5. Interpretationstraining
1. Jeweils zu Beginn des Jahres gehen zahlreiche Bewerbungen aus dem gesamten Bundesgebiet ein. In der ersten Phase erhalten alle MitarbeiterInnen, deren Bewerbung für die bevorstehende Saison angenommen wurde, jeweils im Februar ein Infopaket mit Materialien zum Nationalparkgedanken, zum Elbsandsteingebirge, zur Bildungsarbeit im Nationalpark sowie das Programmheft für ein Bildungsprogramm.
  2. In der zweiten Phase durchlaufen die BewerberInnen – jeweils Anfang April - ein ein- bis zweiwöchiges Intensivtraining in der Nationalpark-Bildungsstätte Sellnitz, in dessen Verlauf die Grundlagen zur Naturausstattung und zur Didaktik im Nationalpark in Theorie und Praxis erläutert werden.
  3. Die Einarbeitung in die Bildungsprogramme für Schulklassen erfolgt unmittelbar nach den Osterferien (Saisonbeginn) – nach Möglichkeit durch Saisonkräfte, die schon im Vorjahr im Einsatz waren.
  4. Nach zwei Wochen findet eine erste Supervision statt. Das heißt: einE erfahreneR MitarbeiterIn begleitet eineN noch unerfahreneN in einem Programm und fertigt für ihn/sie ein Supervisionsprotokoll an. Dieses Protokoll wird gemeinsam besprochen. Es gibt zum einen über den Überarbeitungsbedarf der einzelnen Programme, zum anderen über den Trainingsbedarf der MitarbeiterInnen Aufschluss.
  5. Etwa monatlich findet nun ein eintägiges Interpretationstraining statt, in dessen Verlauf neue Programmelemente ausprobiert werden und an den Schwächen der Saisonkräfte gearbeitet wird. Der mehrfache Wechsel von Supervision und Interpretationstraining zieht sich bis zum Saisonende (Beginn der Herbstferien) hin.

Das System im Nationalpark Sächsische Schweiz setzt i. w. auf ein On-the-Job-Training, bei dem die Betreuung von bis zu 25 Saisonkräften durch eineN TrainerIn möglich ist, weil sich die Saisonkräfte mit Hilfe geeigneter Materialien gegenseitig zur Verbesserung ihrer Leistungen anregen. Neben ihrer Arbeit im Programmbereich sind alle Saisonkräfte in Projektteams organisiert, die neue Programme erarbeiten und so die Bildungsarbeit im Nationalpark weiter voranbringen.

# Die Entstehung des Konzepts der Barrierefreiheit

Als TILDEN 1957 sein Buch „Interpreting Our Heritage“ schrieb, war Barrierefreiheit noch kein Thema. Abgelegene Schutzgebiete waren selten Ziele von Menschen mit Behinderungen - schon weil der Weg dorthin problematisch war. Der heute in diesem Punkt vorbildliche US National Park Service spielte für die Entwicklung des Konzepts keine Rolle.

Barrierefreiheit ist in den USA i. w. durch zwei Bewegungen zum Thema geworden: durch das Engagement von Kriegsveteranen nach dem Zweiten Weltkrieg und durch die Bürgerrechtsbewegung der 60er Jahre des 20. Jh.. Unter den Veteranen waren Menschen, die einstmals großen Einfluss hatten, die für ihr Land und seine Werte gekämpft hatten - und die dieses Land und seine Gesellschaft nun plötzlich als ausgrenzend wahrnehmen mussten. Sie machten ihrem Unmut Luft und ihren Einfluss geltend. Die Bürgerrechtsbewegung wandte sich v. a. gegen Rassendiskriminierung und erreichte über eine breite Mobilisierung ein Umdenken in weiten Teilen der Gesellschaft.

Ergebnis dieser Anstöße war – neben der berühmten „Civil Rights Act of 1964“ - zunächst die „Architectural Barriers Act of 1968“ (ABA), ein Gesetz, mit dem der Begriff „barrierefrei“ offiziell eingeführt wurde. Die „Rehabilitation Act of 1973“ ergänzte dieses Gesetz, so dass nun alle baulichen Einrichtungen und alle Angebote mit einbezogen waren, die mit Bundesmitteln bezuschusst wurden. Tenor beider Gesetze:

- ⇒ Es sollen keine Zusatzeinrichtungen oder –angebote aufgebaut, sondern bestehende, allen BesucherInnen zugängliche Angebote behindertengerecht gestaltet werden.
- ⇒ Menschen mit Behinderungen sollen dadurch nicht vorrangig als eingeschränkt wahrgenommen, sondern in ihrem Selbst gestärkt werden (Empowerment-Konzept).

Die „Americans with Disabilities Act of 1990“ (ADA) schließlich geht über den staatlich getragenen Bereich hinaus. Seither gilt generell, dass Menschen mit Behinderungen keine Nachteile im Beruf, in öffentlichen oder kommerziellen Einrichtungen, in der Nutzung von Transportmitteln und in der Telekommunikation haben dürfen. Wie einzelne Angebote beschaffen sein müssen, um diesem Anspruch gerecht zu werden, regeln die ADA-Standards – etwa für die Gestaltung von baulichen Einrichtungen („Accessible Design“). Dass das Ideal der absoluten Gleichstellung nicht immer erreicht werden kann, ist klar. Verlangt wird aber, dass umgehend alles getan wird, was ohne weiteres erreichbar („readily achievable“) ist. - Es muss dagegen nichts sofort getan werden, was eine übermäßige finanzielle oder verwaltungstechnische Belastung („an undue financial or administrative burden“) mit sich bringt. Barrierefrei bedeutet in diesem Sinne nicht, eine Rampe ins Obergeschoss jedes bestehenden Besucherzentrums zu führen. Es kann aber bedeuten, wesentliche Teile ins Erdgeschoss zu verlagern, dort alle Barrieren abzubauen – und künftige Zentren durchgängig barrierefrei zu planen. Und es bedeutet, dass die Charakteristika bspw. eines Schutzgebietes durch entsprechende, für alle BesucherInnen zugängliche Angebote auch für Menschen mit Behinderungen erfahrbar sein müssen. Der mglw. wichtigste, in den USA wahrnehmbare Effekt ist, dass Menschen mit Behinderungen nach anfänglicher Kritik an den Standards nun eine höhere Anerkennung zuteil wird.

Kaum eine Behörde hat ADA so überzeugend umgesetzt wie der US National Park Service. Mit der Verbesserung der Zugänglichkeit der Schutzgebiete sind unter den BesucherInnen neben Menschen mit Behinderungen auch mehr und mehr ältere Menschen - und ADA lässt sich problemlos in die Ethik des National Park Service integrieren. Deshalb entsteht bisweilen der Eindruck, der NPS sei Initiator dieser Bewegung gewesen.

# Barrierefreiheit in der Natur- und Kulturinterpretation

Das Prinzip der Barrierefreiheit fügt sich lückenlos in den Grundsatz der Interpretation ein, dem/der einzelnen BesucherIn den gleichen Stellenwert zu geben wie der eigenen Position oder dem Phänomen (Interpretationsdreieck). Dabei darf nicht vergessen werden, dass Barrierefreiheit nur zum Teil eine Frage der Planung von Einrichtungen ist. Natur- und KulturinterpretInnen sehen ihre Aufgabe darin, die Sprache der Phänomene in die Sprache der BesucherInnen zu übersetzen. Innerhalb des Interpretationsdreiecks sind dabei Barrieren ganz unterschiedlicher Art zu überwinden, und oft machen die mentalen Barrieren – etwa bei grundsätzlich unterschiedlichen Auffassungen – den Zugang schwerer als körperliche und/oder geistige Einschränkungen. Hiervon sind alle BesucherInnen gleichermaßen betroffen. In der Interpretation unterscheiden wir deshalb grundsätzlich drei Kategorien von Barrieren, deren Systematik zunächst eigentümlich anmutet:

1. innere Barrieren (Behinderungen, aber auch Informations- und Fähigkeitslücken)
2. äußere Barrieren (negative Haltungen, Architektur, fehlende Mittel/Einrichtungen)
3. Verständigungsbarrieren (Missverständnisse, beeinträchtigt Hören oder Sehen)

Jeder Mensch hat eigene Barrieren, und so spielt auch die Festlegung auf bestimmte Zielgruppen (seit einiger Zeit ein Muss in nahezu allen Projektanträgen) in der Interpretation eher eine untergeordnete Rolle. Es gibt Hinweise auf die besonderen Bedürfnisse unterschiedlicher BesucherInnengruppen (ältere Menschen, Gäste aus anderen Ländern, Minderheiten,...), es gibt aber – dem Grundsatz der Barrierefreiheit entsprechend - keine „Behindertenprogramme“, weil in der Interpretation immer von gemischten Zufallsgruppen ausgegangen wird. Lediglich die Trittsteine, die der/die InterpretIn in der jeweiligen Situation auswählen muss, sind andere. Und die Möglichkeit, Trittsteine situationspezifisch auszuwählen, ist ein großer Pluspunkt der personalen Formen, nicht nur im Bezug auf BesucherInnen mit Behinderungen.

Wir alle sind auf unsere Art darin eingeschränkt, den Bezug zu unserem Natur- und Kulturerbe herzustellen und zu einem Handeln zu gelangen, das der Bewahrung dieses Erbes dient. Diese Unzulänglichkeit können wir Tag für Tag erleben.

Menschen, die über ein eigenes Erfahrungsspektrum verfügen, fördern den Prozess der Interpretation. Sie sind gegenüber bestimmten Phänomenen besonders empfänglich, bringen eigene Denkanstöße in die Gruppe ein und bereichern so den Dialog. Gerade in der medialen Interpretation ist es deshalb fruchtbar, auch Menschen mit Behinderungen von Anfang an mit einzubeziehen.

In der Praxis erleben wir es dagegen oft, dass zwischen Mensch und Natur Barrieren eher neu errichtet als abgebaut werden. Barrieren, die – wie so manche Standtafel - den Blick auf das Wesentliche verstellen, oder die – wie so manches erdachte Modell und so manche Computeranimation – eher tiefer in unsere eigene Gedankenwelt als zum Phänomen führen. Ziel der Natur- und Kulturinterpretation ist es, Menschen mit und ohne Behinderungen ihr Natur- und Kulturerbe hautnah erleben zu lassen – und nicht die Einrichtungen, die ihnen dieses Erbe auf oftmals abstrakte Art und Weise näher bringen.

Natur- und KulturinterpretInnen können sich selbst fortbilden, um dieser Anforderung gerecht zu werden; indem sie immer wieder einmal einzelne Sinne ausblenden, wenn sie den Phänomenen begegnen, die sie für ihre BesucherInnen vorbereiten möchten, und indem sie sich mit Menschen mit Behinderungen so oft austauschen, dass sie ihnen so offen entgegentreten können wie allen anderen Menschen.

# Gesetze und Zahlen zur Barrierefreiheit in Deutschland

Die rechtliche Gleichstellung von Menschen mit Behinderungen hat in Deutschland keine lange Tradition. Erst 1994 wurde sie ins Grundgesetz aufgenommen, indem Art. 3 um den Zusatz ergänzt wurde: „Niemand darf wegen seiner Behinderung benachteiligt werden.“

Das Sozialgesetzbuch definiert Behinderung wie folgt: „Menschen sind behindert, wenn ihre körperliche Funktion, geistige Fähigkeit oder seelische Gesundheit mit hoher Wahrscheinlichkeit länger als sechs Monate von dem für das Lebensalter typischen Zustand abweichen und daher ihre Teilhabe am Leben in der Gesellschaft beeinträchtigt ist.“

2002 wurde das Behindertengleichstellungsgesetz (BGG) verabschiedet. Dort wird Barrierefreiheit als Architektur- und Gestaltungsprinzip erstmals festgeschrieben und in §4 definiert: „Barrierefrei sind bauliche und sonstige Anlagen, Verkehrsmittel, technische Gebrauchsgegenstände, Systeme der Informationsverarbeitung, akustische und visuelle Informationsquellen und Kommunikationseinrichtungen sowie andere gestaltete Lebensbereiche, wenn sie für behinderte Menschen in der allgemein üblichen Weise, ohne besondere Erschwernis und grundsätzlich ohne fremde Hilfe zugänglich und nutzbar sind.“ Aussagen zur Gleichstellung von Menschen mit Behinderungen werden auch im Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz (AGG) getroffen, das 2006 verabschiedet worden ist.

Die Normen für barrierefreie Zugänge (DIN 18024 für öffentliche Anlagen und 18025 für den Wohnungsbau), die bereits Anfang der neunziger Jahre Aufnahme in die Ländergesetze gefunden haben, sind durch das BGG nun bundesweit rechtlich bindend. Von Interesse sind außerdem die Normen DIN 32984 (Bodenindikatoren), DIN 33492 (Spielplatzgeräte), TRA1300 (Aufzuganlagen) und der DIN-Fachbericht 124 (Barrierefreie Produkte). Seit 1997 wird eine Zusammenführung (aktuell unter DIN 18040) vorbereitet.

Die Zahl der Menschen mit Einschränkungen nimmt in Deutschland kontinuierlich zu. Hier spielt v. a. der demographische Faktor eine Rolle. Auch aus diesem Grund macht es Sinn, den ursprünglichen Begriff „behindertengerecht“ durch den Begriff „barrierefrei“ zu ersetzen. Zukünftig wird die Anzahl der Menschen mit Einschränkungen (neben Menschen mit Behinderungen Menschen über 60 Jahre, Kleinkinder, Eltern mit Kinderwagen, Menschen mit vorübergehenden Verletzungen) nicht unter 40 % liegen. Der Studie „Ökonomische Impulse eines barrierefreien Tourismus für alle“ zufolge (BMWA, 2003) sind barrierefreie Angebote derzeit „für zehn Prozent der Bevölkerung zwingend erforderlich, für etwa 30 bis 40 Prozent notwendig und für 100 Prozent komfortabel“.

Die genannten zehn Prozent der Bevölkerung entsprechen der Anzahl der Menschen mit Behinderungen. Darunter sind etwa 5 Millionen Menschen stark hörgeschädigt, und jeweils etwa 500000 Menschen entweder auf einen Rollstuhl angewiesen oder stark sehbehindert oder geistig behindert. Der Grad der Behinderung ist aber sehr unterschiedlich. So sind bspw. nur 155000 Menschen vollkommen blind und nur 80000 gehörlos.

Das bedeutet, dass auch unsere regulären Angebote den größten Teil der Menschen mit Behinderungen erreichen können.

Barrierefreiheit ist in jüngster Zeit auch für die Tourismusindustrie interessant geworden. Die durchschnittlichen Mehrkosten, um Einrichtungen barrierefrei zu machen, liegen bei 2 bis 3%, die Einnahmen könnten weit darüber liegen, wenn die gesamte touristische Servicekette barrierefrei gestaltet ist. Vorrangige Reisemotive für Menschen mit Behinderungen sind Erholung, Gesundheit, Kultur, Entspannung und Naturerlebnis. In diesem Zusammenhang kann Interpretation auch wirtschaftlich gesehen eine Rolle spielen.

# Gestaltungsvorgaben für gehbehinderte Menschen

70  
80



Für rollstuhlgerechte Einrichtungen gelten folgende Regeln: Ein gewöhnlicher Rollstuhl hat eine Länge von 1,25 m und eine Breite von 0,70 m. Daraus ergibt sich eine Wendefläche (Bewegungsfläche) von 1,50 x 1,50 m.

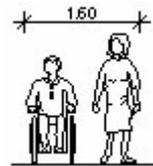
Bewegungsflächen sind vor Türen, Rampen, Automaten, Schaltern, Sprechanlagen und in Sanitärräumen vorzusehen. Mindestens ein Sanitärraum soll berollbar, Flure sollen mindestens 1,50 m breit, Türen mindestens 0,90 m breit sein (keine Dreh- oder Pendeltüren, Toilettentüren nach außen öffnend). Hauseingangstüren sollen durch Lichtschranken oder Schalter zu öffnen sein.

1,80



Begegnungsflächen für zwei Rollstühle haben eine Breite von 1,80 m; wo RollstuhlfahrerInnen FußgängerInnen begegnen reichen 1,60 m.

Rollstuhlgerechte Wege haben berollbare Untergründe (fest und schwingungsfrei) und möglichst keine Stufen oder Spalten. Stufen von bis zu 2 cm und Spalten bis zu 5 cm (etwa beim Aussteigen aus Zügen) werden toleriert.



Steigungen werden entweder mit Aufzügen (Kabine mind. 1,10 m breit und 1,40 m tief) oder mit Rampen überwunden. Rampen dürfen nicht gekrümmt sein und eine Steigung von max. 6% (also 6 cm auf 1 m) und max. 2% Quergefälle aufweisen. Bei Rampen mit einer Steigung über 3% ist alle 6 m ein Zwischenpodest (Länge: mind. 1,50 m) vorzusehen. In einer Höhe von 0,85 m muss ein Handlauf (Ø 2,5 cm bis max. 4 cm), bei Kindern zusätzlich in einer Höhe von 0,65 m, angebracht werden. Rampen sind mindestens 1,20 m breit und auf beiden Seiten durch Radabweiser (Höhe mind. 10 cm) begrenzt.

Alle Sanitärräume müssen mindestens eine berollbare WC-Kabine mit einer Wendefläche haben. Am WC-Becken (Höhe 48 cm) sind auf beiden Seiten Griffelemente und Bewegungsräume von 0,95 m vorzusehen. (Die Kabinengröße liegt somit bei mind. 2,10 x 2,60 m.) Spiegel müssen vom Rollstuhl aus einsehbar sein.

Bedienungselemente (Knöpfe, Griffe, Schalter,...) sollen in einer Höhe von 0,85 m angebracht sein, bei Interpretationstafeln sollte die mittlere Ablesehöhe bei 1,30 m liegen.

Tische sollen eine Höhe von 0,80 m (Waschtisch) bzw. 0,85 m (Verkaufstisch) haben. Alle Tische und tischähnlichen Elemente sollen an einer Stelle unterfahrbar sein (Kniefreiheit: 0,50 m tief, 0,67 m hoch).

Mindestens zwei Parkplätze in der Nähe von Eingangsbereichen sollen für BesucherInnen mit Behinderungen vorgehalten werden (Größe: 3,50 x 5,00 m). Wo Kleinbusse vorfahren, ist ein Platzbedarf von 3,50 x 7,50 m erforderlich. Dieser ergibt sich grundsätzlich aus der Bewegungsfläche (Breite: 1,50 m) entlang einer Fahrzeugseite.

70

80



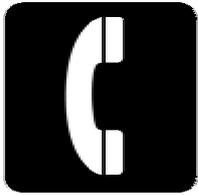
Weil RollstuhlfahrerInnen meist in Begleitung unterwegs sind, sollten an Verweilplätzen auch Sitzgelegenheiten vorhanden sein. Bei Picknickplätzen muss jeweils eine der beiden Tischseiten unterfahrbar gestaltet werden.

1,75



Menschen mit Gehhilfen haben einen Platzbedarf von 70 bis 80 cm. Für sie sind oft auch schon bei leichten Steigungen Geländer (s. o.) erforderlich. Im Freien muss mindestens alle 100 m eine Sitzgelegenheit vorgesehen werden.

## Menschen mit beeinträchtigtem Sehvermögen



Die meisten Menschen mit Sehschädigungen sind nicht blind. Sie sind durchaus in der Lage, Zeichen zu erkennen, wenn diese groß genug sind, sowie klare Farben und Formen, deutliche Kontraste und eine hohe Lichtdichte (Helligkeit) haben. Alles dies ist bei der Gestaltung von Tafeln und Symbolen zu beachten. Die international gültigen aiga-Symbole (s. Abb.) sind auch unter diesem Gesichtspunkt entworfen worden.

Damit sich fehsichtige Menschen sicherer in öffentlichen Räumen bewegen können, gibt es unterschiedliche Hilfsmittel. Mit dem Langstock sind Sehgeschädigte in der Lage, bodennahe Hindernisse rechtzeitig wahrzunehmen. Deshalb dürfen Hindernisse bis in Kopfhöhe höchstens 30 cm über dem Bodenniveau beginnen; ansonsten müssen sie – wie etwa freistehende Treppen – unterbaut werden.

Um die Orientierung zu erleichtern, gibt es eine Reihe von Bodenindikatoren (nach DIN 32984) wie optische und taktile Leitlinien, Leitstreifen mit begleitenden Kontraststreifen, Warnstreifen und Aufmerksamkeitsfelder. Im öffentlichen Bereich lässt sich der Einsatz dieser Elemente zurzeit an Bahnhöfen am besten beobachten. Alle neu errichteten Bahnsteige sind mit Bodenindikatoren ausgestattet. Dort, wo keine Bodenindikatoren eingesetzt werden können, finden Tastleisten Verwendung. Tastleisten (z. B. Bordstein- oder Rasenkanten), aber auch Baumstämme sollen mindestens 3 cm hoch sein. Deshalb ist die für Gehbehinderte optimale Nullabsenkung von Bordsteinen für Sehgeschädigte problematisch, wenn nicht gleichzeitig Bodenindikatoren angebracht werden. Bei hohl liegenden Tastleisten darf die lichte Höhe nicht mehr als 30 cm betragen.

Bei allen Angeboten für Menschen mit Sehschäden sind genaue und verlässliche Vorfeldinformationen wie tastbare Orientierungspläne wichtig, die entweder in tastbarer Pyramidenschrift (dreieckige Buchstabenprofile) oder in Braille ausgeführt sind. Brailleschrift (von dem Franzosen LOUIS BRAILLE zu Beginn des 19. Jh. erfunden) liest sich halb so schnell wie normale Schrift und benötigt etwa die 25fache Fläche. Zwei Drittel der Sehgeschädigten beherrschen diese Schrift. Geschrieben wird folgendermaßen: Eine Tafel aus Metall hat auf der unteren Seite Vertiefungen im Sechsystem. Der darüber klappbare obere Teil hat rechteckige Ausstanzungen, die als Halt für den ahleartigen Stift aus Metall mit Holzgriff dienen. Zwischen die beiden Tafelteile kommt ein Bogen starkes Papier, das so am Wegrutschen gehindert wird. Mit dem Stift stanzt man nun Vertiefungen in das Papier und zwar von rechts nach links. Je nachdem, wo sich im Sechsystem die Vertiefung befindet, bedeutet es einen Buchstaben oder eine Zahl. Gelesen wird spiegelverkehrt, indem die erhabenen Punkte mit den Fingerspitzen ertastet werden. Wenn man sehend ist, kann man Braille auch mit den Augen lesen.

Gegenüber Menschen mit Sehschäden muss man v. a. Überraschungen vermeiden. Man spricht den/die BetreffendeN aus einiger Entfernung an und stellt sich vor, führt ihn/sie am Ellenbogen oder bietet ihm/ihr den Arm an, indem man jeweils erläutert, was man tut. Wenn man einem Menschen mit Sehstörungen einen Stuhl anbietet, muss man den Stuhl an der Lehne festhalten.

Gegenstände gibt man Menschen mit Sehstörungen am besten in beide Hände. Was der/die Betreffende nicht selbst berühren kann, können andere BesucherInnen beschreiben. Taktile und akustische Elemente spielen bei der Begegnung mit sehgeschädigten Menschen eine herausragende Rolle.

## Menschen mit Hörschädigungen

Die Menschen mit Hörschädigungen stellen mit Abstand die größte Gruppe unter den Menschen mit Behinderungen. Da die Hörschädigung keine sichtbare Behinderung ist, wird sie aber oft nicht wahrgenommen. Das ist insbesondere dort gefährlich, wo Wege von verschiedenen Gruppen (RadfahrerInnen, ScaterInnen, ReiterInnen,...) genutzt werden, die davon ausgehen, dass sie von Menschen, die zu Fuss unterwegs sind, rechtzeitig bemerkt werden.

Es gibt vier Grade der Schwerhörigkeit: leicht schwerhörig, mittelgradig schwerhörig, resthörig oder gehörlos. Schon resthörige Menschen können Stimmen in normaler Lautstärke ohne ein Hörgerät nicht verstehen. Resthörige und Gehörlose sind grundsätzlich auch sprachgeschädigt. Der Grad der Sprachschädigung hängt u. a. davon ab, ob sich die Sprache schon ausgebildet hatte, bevor die Hörschädigung eingetreten ist.

Hörgeschädigte Menschen entwickeln im Verstehen anderer Menschen erstaunliche Fähigkeiten. Unter bestimmten Umständen können sie das Gesagte von den Lippen ablesen. Dazu ist es aber erforderlich, dass ein Blickkontakt besteht, dass der/die Sprechende vorteilhaft beleuchtet ist (z. B. nicht mit dem Rücken zur Sonne steht), dass langsam und deutlich (und nicht im Dialekt) gesprochen wird, und dass bei Schwer- und Resthörigen Nebengeräusche vermieden werden, weil sie Geräusche oft nicht filtern können. Eine übertrieben deutliche Aussprache verzerrt das Mundbild, ein Oberlippenbart erschwert das Lippenablesen wesentlich.

Auch unter günstigen Bedingungen versteht der Gehörlose beim Lippenablesen nur einen Teil des Gesagten. On reig auen önnen ur el onen ippen ab eleen eren. (Von dreißig Lauten können nur elf von den Lippen abgelesen werden.) Insofern müssen Schwerhörige beim Lippenablesen eine dreifache Leistung erbringen – sie müssen sich bemühen zu sehen und zu hören, sie müssen das Gesagte dechiffrieren, und sie sollten schließlich auch noch den Inhalt des Gesagten verstehen. Diese Mehrfachbelastung erfordert eine hohe Konzentration. Dauert sie über eine längere Zeit an, schalten Resthörige und Gehörlose ab. Damit Hörgeschädigte einer Interpretation folgen können, ist es deshalb wichtig, dass wir einerseits nur kurze Impulse geben und keine langen Vorträge halten, und dass wir andererseits Fragen und Anmerkungen von BesucherInnen für die Hörgeschädigten deutlich sichtbar wiederholen.

Für den Hörgeschädigten deutlich vorteilhafter als das Ablesen von den Lippen ist die Gebärdensprache. Seit der Verabschiedung des Behindertengleichstellungsgesetzes ist die Gebärdensprache als offizielle Sprache anerkannt. Staatliche Einrichtungen müssen GebärdendolmetscherInnen bereitstellen. Es gibt unterschiedliche Formen der Gebärdensprache. Neben der Möglichkeit, Worte zu buchstabieren (Fingeralphabet) ist hierzu-lande v. a. die deutsche Gebärdensprache (ohne Lautsprache) verbreitet.



Buchstabe H

In Zentren besteht die Möglichkeit, neben GebärdendolmetscherInnen bei Führungen Funkübertragungsanlagen mit Geräten zum Umhängen (Mikroports) zu nutzen oder in Vortragsräumen induktive Hörschleifen (Induktionsschleifen) einzusetzen. Beide Einrichtungen verstärken über elektromagnetische Wellen die Impulse für das Hörgerät der Hörgeschädigten, wenn es auf „T“ für Telefonspule gestellt wird (deshalb das große „T“ in IndukTion); die Telefonspule (Empfangsspule) wurde vor über 60 Jahren zum Telefonieren entwickelt und ist weltweit einheitlich konstruiert.

# Was ist ein Konflikt?

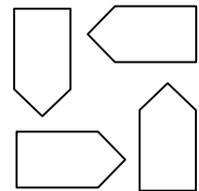
Ein Konflikt ist eine Auseinandersetzung vermeintlich unvereinbarer Positionen. Sie kann sowohl zwischen Menschen, als auch in einem einzelnen Menschen stattfinden.

Von diesen inneren Konflikten des/der Einzelnen werden drei Formen unterschieden:

1. Annäherungs-Annäherungs-Konflikt
  - z. B. Mir winkt ein lukrativer Job – und gleichzeitig habe ich einen sicheren Arbeitsplatz mit guten Aufstiegschancen.
2. Vermeidungs-Vermeidungs-Konflikt
  - z. B. Ich möchte die Telefonrechnung nicht bezahlen – aber ich möchte auch nicht, dass meine Leitung gesperrt wird.
3. Annäherungs-Vermeidungs-Konflikt
  - z. B. Ich fahre auf eine gelbe Ampel zu. Ich kann nun Gas geben. Vielleicht schaffe ich es gerade noch und spare so Zeit (Annäherung); vielleicht schaffe ich es aber nicht, muss scharf bremsen und verursache einen Unfall (Vermeidung).

Das sog. **Gefangenen-Dilemma** gibt einen solchen Konflikt sehr anschaulich wieder: Zwei dringend tatverdächtige Straftäter werden festgenommen. Wenn keiner von beiden gesteht, kann ihnen das Gericht nichts nachweisen, und sie kommen wg. geringfügiger Delikte für etwa zwei Jahre hinter Gitter. Wenn beide gestehen, müssen sie fünf Jahre absitzen. Wenn einer von ihnen gegen den anderen aussagt, kommt der erste, der das tut, aufgrund der Kronzeugenregelung frei – während der andere zehn Jahre sitzt. Wie werden sich die beiden wohl verhalten?

Zwischenmenschliche Konflikte treten auf, wenn die Interessen mehrerer Menschen kollidieren. Als klassisches Bild muss oft das sog. **Sizilianische Patt** herhalten, das die vermeintliche Unnachgiebigkeit sizilianischer Autofahrer zum Ausgangspunkt hat: Vier Autofahrer kommen an eine Kreuzung – und fahren sich fest. Alle könnten ihr Ziel erreichen, wenn nur einer ein kleines Stück zurückfahren würde. Kann sich keiner dazu entschließen, so erreicht niemand sein Ziel.



Dieses Beispiel verdeutlicht das Grundproblem zwischenmenschlicher Konflikte: die Notwendigkeit, nachzugeben, ohne das Gefühl zu haben, verloren zu haben.

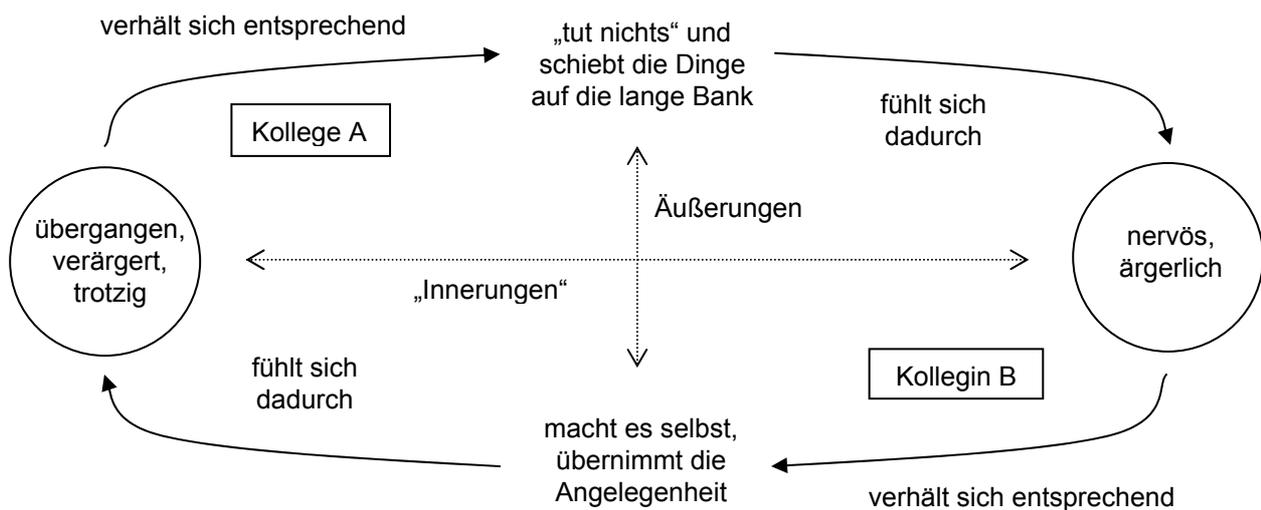
Dabei wirken sich unsere persönlichen Wahrnehmungen (Erkenne ich den Konflikt?), unsere Gefühle (Begegne ich dem Konflikt ängstlich und verzagt – oder stelle ich mich ihm bewusst und begreife ihn als Chance?) und auch unser eigentliches Verhalten (Gehe ich den Konflikt aktiv an, oder weiche ich ihm lieber aus?) unmittelbar auf unsere Einstellung zum Konflikt aus. Das beste Beispiel hierfür sind **selbst erfüllende Prophezeiungen**: Wir sind so sehr vom Scheitern einer Lösung überzeugt, dass die Lösung einfach scheitern muss.

Zwischenmenschliche Konflikte werden von der Wissenschaft vielfältig differenziert. Diese Differenzierung hilft uns aber in der für den Kurs verfügbaren Zeit bei der Lösung von Konfliktsituationen nicht weiter. InteressentInnen seien deshalb auf die einschlägige Literatur verwiesen.

# Der Teufelskreis

In den Infotexten zur Kommunikation (s. S. 13 bis 20) haben wir uns mit unterschiedlichen Modellen der Humanistischen Psychologie befasst, die v. a. den Menschen als Individuum im Blick hat. Das folgende Modell lässt sich dagegen der Systemischen Psychologie zuordnen, die versucht, Systeme (z. B. das System „Familie“ oder das System „Arbeitsgruppe“) als Ganzes zu betrachten und menschliches Verhalten als Reaktion auf das systembedingte Verhalten anderer Menschen zu verstehen. Das geht so weit, dass von der Notwendigkeit einer „Systemtherapie“ gesprochen wird, weil ein Fehlverhalten der einzelnen Person v. a. im System begründet läge, sie also gewissermaßen eine für das System bedeutsame Rolle spiele, obgleich diese für sie selbst und für andere fatal sein mag.

Der Kommunikationspsychologe FRIEDEMANN SCHULZ VON THUN, den wir bereits kennen gelernt haben (Stichwort: Nachrichtenquadrat – s. S. 18), hat das folgende Regelschema entwickelt, das die Ursache zwischenmenschlicher Konflikte aus dem Verhältnis der KonfliktpartnerInnen zueinander abzuleiten versucht. Als Beispiel folgt hier die Wechselwirkung des Verhaltens eines Kollegen und einer Kollegin am Arbeitsplatz:



Aus der Reaktion der beiden aufeinander erwächst ein Konfliktpotential, das ständig zunimmt, und das sich in einem Konflikt entladen wird, wenn sich die Betroffenen gegenseitig mit ihren Äußerungen konfrontieren. Auflösen lässt das Konfliktpotential nur, wenn die beiden Positionen vermittelt werden. Dabei müssen wir die „senkrechte Kommunikation“ (Äußerungen) in eine „waagrechte Kommunikation“ („Innerungen“) verwandeln.

Es geht also wieder darum, ein Problem auf der Beziehungsebene zu lösen (s. S. 18), bei der anderen Person die Schwestertugend statt der Untugend zu suchen (s. S. 16) und mit Hilfe des Nachrichtenquadrats in sich selbst hineinzuhorchen (s. S. 19). Neu ist hier aber der systemische Blickwinkel, also die Erkenntnis, dass alle Betroffenen als Opfer in ein Wirkungsgefüge eingebunden sein können und die Frage, wie sich dieses Gefüge verändern lässt (womit nicht gesagt ist, dass sich die Opfer in ihrer Rolle nicht auch irgendwie zu Hause fühlen können).

Natürlich ist nicht jeder Teufelskreis so leicht zu durchschauen wie der im Beispiel. Und bisweilen können sogar mehrere Teufelskreise ineinander verschachtelt sein.

## Aktives Zuhören

Eine einfache Methode, um mit Missverständnissen, persönlichen Angriffen und Totschlag-Argumenten umzugehen, ist **Aktives Zuhören**.

Eine Aussage kann fast immer mehrere Bedeutungen haben. Aktives Zuhören heißt, dem/der anderen die volle Aufmerksamkeit zu schenken und ihm/ihr zu sagen, wie seine/ihre Aussage angekommen ist, d. h. wie wir sie für uns übersetzen.

Dazu wiederholen wir das Gesagte in eigenen Worten. Trifft unsere Interpretation nicht (vollständig) zu, hat der/die andere die Chance, die Aussage näher zu erklären und unsere Deutung richtig zu stellen. So tastet man sich langsam aneinander heran und lässt Missverständnisse erst gar nicht aufkommen. Zudem signalisiert Aktives Zuhören dem/der GesprächspartnerIn, dass wir Interesse an seinen/ihren Gedanken haben und mehr darüber wissen möchten. Wichtig ist es dabei, die Argumente der anderen Seite weder zu bewerten noch sofort mit Gegenargumenten zu entkräften.

Beispiel: „Seit hier Nationalpark ist, geht alles den Bach ´runter. Sogar die Vögel bleiben weg...“ - „Sie meinen, dass sich seit Ausweisung des Schutzgebietes vieles verschlechtert hat?“ - „Nun, die Touris trampeln uns doch alles kaputt. Wächst kein Kraut mehr auf meiner Wiese. Und ihr redet groß von Naturschutz!“ - „ Sie scheinen ja nicht sehr erfreut zu sein über die vielen Besucher...“ - „Erfreut? Sie machen mir Spaß! Letzte Woche hat einer von diesen Sommerfrischlern meine Ziegen ´rausgelassen. Ein Riesenschaden war das – und den ganzen Tag war mein Sohn unterwegs, um die wieder einzufangen...“

Offensichtlich ist nicht das Schutzgebiet, sondern das Verhalten einzelner Besucher das Problem. Hätte man den ersten Satz mit einem Argument zu entkräften versucht („Das können Sie doch gar nicht beurteilen. Seit das Schutzgebiet ausgewiesen wurde, brüten hier wieder Schilfrohrsänger...“), wäre es mit Sicherheit zu keiner Annäherung gekommen.

Aktives Zuhören hilft auch, Einwände von Vorwänden zu unterscheiden. Ein **Einwand** ist ein Grund, der gegen unsere Aussage oder unser Angebot spricht.

Beispiel: „ Und dann schmeißen die überall ihren Müll hin. Eine Unverschämtheit ist das! Wie es hier wieder aussieht...“ - „Und wenn die Sammelplätze häufiger kontrolliert werden würden...?“ - „Tja, das wäre schon ´ne Möglichkeit. Aber ob das ausreicht...“

Ein **Vorwand** hingegen ist ein vorgeschobener Grund. Erkennt man ihn als solchen nicht rechtzeitig, redet man um das Problem herum, ohne die wahren Hindernisse zu verstehen. Durch Kontrollfragen wie „Angenommen, das Problem bestünde nicht...“ oder „Vorausgesetzt, wir finden dafür eine Lösung...“ lassen sich Vorwände von Einwänden unterscheiden. Auch sogenannte Killerphrasen wie z. B. „Das klappt ja nie!“ oder „Das ist doch ein alter Hut“ deuten auf einen Vorwand hin. Hilfreich ist es, solche allgemein gehaltenen Einwände konkretisieren zu lassen („Wie meinen Sie das? Haben Sie ein Beispiel dafür? Denken Sie da an etwas Bestimmtes?“)

Beispiel: „ Und dann schmeißen die überall ihren Müll hin. Eine Unverschämtheit ist das! Wie es hier wieder aussieht...“ - „ Und wenn die Sammelplätze häufiger kontrolliert werden würden...?“ - „Ja, ja, reden können Sie viel. Das klappt doch sowieso nicht.“ - „Sie meinen, das wäre nicht praktikabel? Angenommen ich veranlasse, dass ab jetzt täglich kontrolliert wird...“ - „Dann würde ich Euch meine Wiese trotzdem nicht zur Verfügung stellen.“ - „Also gibt es noch einen weiteren Grund?“ - „ ...

# Lösen von Konflikten

Voraussetzungen einer Konfliktlösung sind das Erkennen der Konfliktsituation, der Einsatz entsprechender Kommunikationstechniken sowie das Interesse an der Lösung des Problems.

**Argumentieren** führt häufig zu keiner Annäherung, sondern eher zur Verhärtung der Fronten. Eine mögliche Alternative ist das **Verhandeln**. Dabei versucht man, der Position des/der anderen entgegenzukommen und sich auf einen Kompromiss zu einigen, ohne jedoch die gegebenen Rahmenbedingungen zu verändern. Fruchtbarer und dauerhafter ist die Methode des **Problemlösens**, wobei die Konfliktparteien gemeinsam versuchen, neue Ideen zu entwickeln und für beide vorteilhafte Lösungen zu finden (Gewinner-Gewinner-Strategie). Das braucht seine Zeit.

Folgende Grundprinzipien fördern eine konstruktive Konfliktlösung:

- **Nimm Angriffe nicht persönlich**, unterscheide zwischen Mensch und Problem. Bsp.: „Was wollen Sie denn schon wieder hier!“ - „Komme ich gerade ungelegen?“
- **Benutze eine Sprache, die Interesse am anderen und dem Problem signalisiert**, achte auch auf Körpersprache. Sogenannte „Türöffner“ sind einfache Erwiderungen wie „Aha“, „Ooh“, „Tatsächlich“, „Interessant?“, „Wirklich?“, die den/die GesprächspartnerIn dazu veranlassen, mehr zu erzählen.
- **Versuche nicht, den anderen in eine Schublade zu stecken**, sondern erfasse die konkrete Situation. Unvoreingenommen an eine Sache heranzugehen oder anders zu reagieren als es der/die GesprächspartnerIn erwartet, kann Situationen davor bewahren, zu eskalieren. Hinter bestimmten Personengruppen (Vereine, Jugendliche,...) verbergen sich auch immer Menschen mit individuellen Bedürfnissen und Interessen.
- **Versuche, dich in die Rolle deines Gegenüber zu versetzen**, um möglichst viele Hintergründe des Konflikts herauszufinden. Urteile nicht vorschnell! Hinter dem angenommenen Streitpunkt steckt vielleicht noch eine Reihe anderer Gründe (verletzte Gefühle, Missverständnisse, Informationsdefizite,...). Hier ist Aktives Zuhören gefragt.  
Beispiel: „Würden Sie bitte auf den Wegen bleiben, Sie befinden sich hier in der Kernzone!“ - „Wo steht denn das nun schon wieder!“ - „Ach, Sie haben das Schild gar nicht bemerkt?“
- **Überlege dir viele Handlungsmöglichkeiten**, und durchdenke immer mehrere Schritte und Gegenbewegungen. Nicht jeder reagiert gleich. Du musst im Gespräch die Einwände deines Gegenüber ernstnehmen und aktiv und flexibel auf sie eingehen können.
- **Beachte die Einheit von Mittel und Ziel**. Nicht jeder Versuch, einen Konflikt zu lösen, verläuft positiv. In manchen verfahrenen Situationen und bei verhärteten Fronten ist der Aufwand, eine Annäherung zu erreichen so groß, dass man auf einen günstigeren Zeitpunkt warten oder eine andere Methode wählen sollte.
- **Sei dir deiner eigenen Position bewusst**. Macht ist die Fähigkeit, deine eigenen Ziele zu erreichen - nicht, andere zu beleidigen. Viele Menschen haben Respekt vor Uniformen. Nutze diesen Respektbonus, wenn Du eine solche trägst, aber missbrauche ihn nicht! Einsicht erreichst du nicht allein durch Autorität.

# Konfliktlösungen in Rollenspielen üben

Ein Rollenspiel ermöglicht es, mit neuen Situationen und potentiellen Widerständen praktisch umzugehen. Das kann sowohl dadurch geschehen, dass eine andere Position durch Hineinversetzen besser verstanden wird als auch dadurch, dass die TeilnehmerInnen die Bewältigung von drohenden Konflikten einüben.

Das Rollenspiel kann Bestandteil eines Plan- oder Simulationsspiels sein. Im Gegensatz zu diesen beiden Formen kann das Rollenspiel aber auch spontan und ohne Vorbereitung aus einer konkreten Situation heraus erfolgen: In die Gruppe wird dabei ein Problem hineingetragen (z. B. „Wenn ich einem Bauern mit so was komme, schmeißt der mich ‘raus!“), mit dem sie sich dann wie folgt auseinandersetzt:

1. Die TeilnehmerInnen bauen in der Mitte des Stuhlkreises eine „Bühne“ auf (hier: mglw. als Esstisch in einem Bauernhaus). Das erleichtert den „Szenenwechsel“.
2. Die TeilnehmerInnen, die auf das Problem gestoßen sind, schlüpfen in die Rollen der betreffenden Personen (hier: LandwirtIn und LandschaftspflegerIn).
3. Sie spielen nach einer kurzen Vorstellung durch den/die TrainerIn die Situation durch, wobei die umgebende Gruppe die Vorgänge beobachtet („Aquarium“).
4. Sie schätzen nach dem Spiel ihr Verhalten und die Schwierigkeiten, die sie beim Spiel mit sich und der Situation wahrgenommen haben, ein.
5. Sie hören den Anmerkungen und der Kritik, die die übrige Gruppe (mglw. im Rundgespräch) vorzubringen hat, zu.
6. Der/die TrainerIn fasst die Ergebnisse des Rollenspiels (ggf. für alle sichtbar an der Tafel) zusammen.

Ein Rollenspiel kann besonders gut über ein **Video-Feedback** reflektiert werden, wobei nach dem Spiel, das mit dem Camcorder aufgenommen wurde, zunächst die Empfindungen der SpielerInnen abgefragt werden, dann die Aufnahme angesehen wird und schließlich die Auswertung - wie oben ab Punkt 4 - mit der Stellungnahme der SpielerInnen beginnt. Dabei können nun alle weiteren Stellungnahmen an der Tafel festgehalten oder mit der Metaplan-Methode weiterverarbeitet werden.

Ein Video-Feedback sollte nur gewählt werden, wenn die Gruppe mit dieser Methode bereits vertraut ist, und der Stellenwert des Rollenspiels im Seminar eine tiefer gehende und zeitaufwändigere Analyse rechtfertigt.

Eine besondere Umsetzungsform des Rollenspiels ist das **ABC-Rollenspiel**, bei dem die Form des Rollenspiels mit der der Kleingruppenarbeit kombiniert wird. Das ABC-Rollenspiel hat drei Phasen:

Zunächst werden eine Situation und die Rollen für die erste Phase (z. B. LandwirtIn - LandschaftspflegerIn) vorgestellt. Danach teilen sich die TeilnehmerInnen so auf Kleingruppen auf, dass jede Rolle in jeder Gruppe besetzt ist, und einE TeilnehmerIn den Ablauf zudem protokollieren kann.

In der zweiten Phase wird das Thema des Rollenspiels fortgeführt - jetzt aber mit anderen Rollen (z. B. Öko-LandwirtIn - DüngemittelherstellerIn).

In der dritten Phase wird noch einmal gewechselt (z. B. ältereR LandwirtIn - PolitikerIn). Im Anschluss daran tauschen die Kleingruppen ihre Erfahrungen aus.

# Interpretation und Bildung für nachhaltige Entwicklung

Im Jahr 1992 wurde auf der UN-Konferenz in Rio de Janeiro eine Agenda für eine sozial und ökologisch nachhaltige Entwicklung im 21. Jahrhundert (kurz: Agenda 21) verabschiedet. In Kap. 36 wird festgestellt: „Bildung kann den Menschen Umwelt- und ethisches Bewusstsein, Werte und Einstellungen, Fähigkeiten und Verhaltensweisen vermitteln, die für eine nachhaltige Entwicklung unerlässlich sind.“ Einer solchen Bildung für nachhaltige Entwicklung (BNE) wurde 2002 auf dem UN-Weltgipfel in Johannesburg der Weg geebnet, indem die Zeit von 2005 bis 2014 als UNESCO-Weltdekade für BNE vorbereitet wurde. In ihrem Papier „Vision & Definition“ schreibt die UNESCO dazu:

Bildung für nachhaltige Entwicklung bedeutet zu lernen

- ⇒ die Errungenschaften der Vergangenheit anzuerkennen, zu schätzen und zu bewahren
- ⇒ die Wunder und die Völker der Erde zu würdigen
- ⇒ in einer Welt zu leben, in der alle Menschen genügend Nahrung für ein gesundes und schöpferisches Leben haben
- ⇒ den Zustand des Planeten zu bewerten, sich darum zu sorgen und ihn wieder herzustellen
- ⇒ eine bessere, sicherere und gerechtere Welt zu schaffen – und sich an ihr zu erfreuen
- ⇒ engagierte Weltbürger zu sein, die ihre Rechte und Pflichten auf lokaler, nationaler und globaler Ebene ausüben und erfüllen.

Davon ausgehend, dass Interpretation gute Voraussetzungen bietet, um einige dieser Punkte umzusetzen, beschloss der Weltkongress der International Ranger Federation (IRF) in Australien unter dem Titel „Natur- und KulturinterpretInnen für eine zukunftsfähige Entwicklung“ hierzu gemeinsame Grundsätze für Ranger in Schutzgebieten (s. Anl. XIV). Im gleichen Jahr verabschiedete der Deutsche Bundestag einen BNE-Aktionsplan. Die Deutsche UNESCO-Kommission gründete ein Nationalkomitee, das die Bemühungen um BNE in Deutschland koordinieren sowie einen Runden Tisch, der eine breite gesellschaftliche Diskussion zur BNE gewährleisten sollte. 2005 legte das Nationalkomitee für BNE einen Nationalen Aktionsplan vor.

In Deutschland ist BNE bislang i. w. dadurch charakterisiert, dass man sich vom Ziel unmittelbarer Verhaltensänderungen abwendet und den Erwerb von Kompetenzen in den Vordergrund stellt, die den Einzelnen dazu befähigen, individuelle Entscheidungen im Sinne der Nachhaltigkeit zu treffen. Schon im Rahmen der Entwicklung des Programms Transfer21 der Bund-Länder-Kommission wurde der Begriff der Gestaltungskompetenz geprägt, der „das nach vorne weisende Vermögen bezeichnet, die Zukunft von Gemeinschaften, in denen man lebt, in aktiver Teilhabe im Sinne nachhaltiger Entwicklung modifizieren und modellieren zu können“ (DE HAAN / HARDENBERG, 1999). Gestaltungskompetenz wurde dabei in zahlreiche Teilkompetenzen untergliedert.

An diesem Ansatz, der im Bildungsbereich mittlerweile weit verbreitet ist, wird u. a. kritisiert, dass er zu abstrakt und zu weit gefasst sei, dass er (noch) mehr Verantwortung auf den Einzelnen verlagere und damit eine Überforderung einhergehe, und dass nicht alle Kompetenzen berücksichtigt seien, die notwendig sind, um das eigene Leben unter ökologischen, ökonomischen und sozialen Gesichtspunkten nachhaltig zu gestalten.

Diese Diskussion steht erst am Anfang. Unsere Aufgabe muss es sein, Natur- und Kulturinterpretation auf der Grundlage unserer Erfahrungen im Sinne einer Bildung für nachhaltige Entwicklung so zu entwickeln, dass wir unsere BesucherInnen weiterhin dafür begeistern, das vielfältige Natur- und Kulturerbe der Erde auch künftigen Generationen zu erhalten.



## Arbeitsblätter

## Wir erarbeiten eine Kurzinterpretation

	<b>Aufgabenstellung</b>	<b>Anmerkungen</b>	<b>Zeitbedarf ca.</b>
1.	Sucht Euch im Untersuchungsgebiet drei ansprechende <u>Phänomene</u> .	Stellt Euch vor, Ihr seid zum ersten Mal im Gebiet; was beeindruckt Euch am meisten?	10 Minuten
2.	Formuliert zu jedem Phänomen fünf <u>Botschaften</u> .	Benutzt die weißen Kärtchen, um die Botschaften jeweils am Phänomen sichtbar zu machen.	20 Minuten
3.	Entwickelt bei jedem Phänomen die jeweils viel versprechendste Botschaft zur <u>Leitidee</u> fort.  Haltet auf drei Moderationskarten jeweils ein Phänomen mit seiner Leitidee fest.	Ersetzt jeweils ein weißes durch ein gelbes Kärtchen. Formuliert Eure Leitideen so, dass sie den Brückenschlag von der Wirklichkeit der Phänomene zur Lebenswelt der BesucherInnen herausfordern.	15 Minuten
4.	Entscheidet Euch für ein Phänomen mit seiner Leitidee.	Gibt es ein Phänomen, das Ihr besonders gern interpretieren möchtet, und zu dem Euch sofort etwas einfällt?	5 Minuten
5.	Leitet aus dem Erscheinungsbild Eures Phänomens unter Berücksichtigung Eurer Leitidee drei prägnante <u>Aussagen</u> ab.	Aussagen sind einfache, knappe Sätze, die Fakten enthalten. „Nach meiner Interpretation sollen die BesucherInnen erfahren haben, dass...“	10 Minuten
6.	Überlegt, wie Ihr die Aussagen unter Verwendung von ⇒ Trittsteinen ⇒ Fragetechniken ⇒ Hilfsmitteln am besten „an den Mann bringt“.	Heftet Eure Leitidee ganz oben auf Eure Arbeitsunterlagen, damit Ihr sie im Auge behaltet!	30 Minuten
7.	Übt Eure Kurzinterpretation. Entscheidet Euch gemeinsam, wer sie später vor allen anderen präsentieren soll.	Alle Gruppenmitglieder spielen der Gruppe die Interpretation einmal so vor, wie sie sie BesucherInnen präsentieren würden. Dabei werden die anderen Gruppenmitglieder gesiezt! Was lässt sich verbessern?	30 Minuten

- ⇒ Beschränkt Euch bei den Fakten auf die Kenntnisse, die Ihr selbst habt.
- ⇒ Arbeitet nur mit einfachen Mitteln, bzw. mit dem, was die Natur Euch vor Ort bietet.
- ⇒ Führt wenige Ideen sorgfältig aus, anstatt viele anzureißen.
- ⇒ Bemüht Euch, den Zeitplan einzuhalten.

# Wir erarbeiten eine Kurzinterpretation

Phänomen

---

Botschaften

---

---

---

---

---

Leitidee

---

Aussagen ...

...und dazu passende Fragen und Trittsteine

---

---

---

Formationen

Weitere Hilfsmittel

---

## Wir erarbeiten einen Interpretationsgang

	<b>Aufgabenstellung</b>	<b>Anmerkungen</b>	<b>Zeitbedarf ca.</b>
1.	Sucht auf Eurer Route einzeln und unabhängig voneinander nach prägnanten <u>Phänomenen</u> .	Wichtig! Das unvoreingenommene Zusammentragen der Phänomene steht am Anfang!	20 Minuten
2.	Listet sie gemeinsam auf, und einigt Euch auf ein <u>Themenfeld</u> .	Das Themenfeld folgt aus den Phänomenen, nicht umgekehrt!	10 Minuten
3.	Formuliert eine allgemeine <u>Haupt-Leitidee</u> , die zu vier der ausgewählten Phänomene aus.	Formuliert Eure Leitideen so, dass sie einen Brückenschlag von der Wirklichkeit der Phänomene zur Lebenswelt der BesucherInnen herausfordern und unter die Haut gehen. Nachgeordnete Leitideen haben immer einen Phänomenbezug.	10 Minuten
4.	Geht die vier Phänomene gemeinsam ab und entwickelt daraus grob die vier nachgeordneten, konkreten <u>Leitideen</u> .		20 Minuten

Arbeit in Zweiergruppen...

5.	Untersucht Phänomen und Umfeld ⇒ Erarbeitet Eure Leitidee ⇒ drei wesentliche <u>Aussagen</u> ⇒ die Art, wie Ihr sie in 5-7 min. aktiv erfahrbar machen wollt ⇒ Verbindungen zur Lebenswelt der BesucherInnen ( <u>Trittsteine</u> ) ⇒ und geeignete <u>Formationen</u> . ⇒ Wählt mögliche <u>Hilfsmittel</u> aus.	Schreibt als Zweiergruppe die Haupt-Leitidee oben aufs Blatt! Triff Eure nachgeordnete Leitidee (zum Phänomen) das Besondere des Phänomens? Führen Eure Aussagen/Aktivitäten zu dieser Leitidee? Ist Euer Phänomen auch für Menschen mit Behinderungen zugänglich?	60 Minuten
----	---	---	------------

...und wieder in der ganzen Gruppe

Pause: 15 Minuten

6.	Stellt Eure Leitideen zu einer attraktiven Führung zusammen. (Dauer: 25 bis 30 min.)	⇒ attraktiver Einstieg ⇒ gut strukturierter Hauptteil ⇒ appellartiger Schluss	15 Minuten
7.	Einigt Euch darauf, wer die Phänomene präsentiert; vier von Euch spielen gemeinsam eineN FührerIn. Spielt die Führung vor Ort (!) für Euch einmal kritisch durch.	⇒ „BesucherInnen“ siezen ⇒ während der Präsentation nicht auf die Metaebene („Ach so, hier wollte ich eigentlich noch...“) wechseln	30 Minuten

8.	Entwerft auf einem Flipchartbogen einem Aushang, der für Euren Interpretationsgang wirbt.	Er soll Besucher mit 3-5 Elementen (z. B. Titel, Untertitel, Graphik, Textblock) „stoppen“.	60 Minuten
9.	Fasst auf einem weiteren Bogen (parallel zu 8.) Euren Gang auf einer Mind-Map zusammen.		

# Wir begleiten einen Interpretationsgang

1. Geht alle Fragen auf diesem Blatt gemeinsam durch. Wo ist etwas unklar?
2. Teilt Euch dann innerhalb Eurer Gruppe auf drei Untergruppen auf, von denen  
Gruppe 1 während des Interpretationsgangs auf das Verhalten der InterpretInnen  
Gruppe 2 auf die Würdigung der Phänomene  
Gruppe 3 auf die Integration der BesucherInnen achtet.
3. Notiert während des Interpretationsgangs Stichpunkte zu den folgenden Fragen.

## **für alle: Gesamteindruck**

- War der Interpretationsgang rund (Spannungsbogen)?
- Was ist insgesamt am besten gelungen?
- Wo war der Höhepunkt, wo war der Tiefpunkt?
- Was könnte die Haupt-Leitidee zu welchem Themenfeld gewesen sein?
- Welche Leitideen habt Ihr mitgenommen?

## **nur für Gruppe 1: Verhalten der InterpretInnen**

- Waren die InterpretInnen nach Eurer Einschätzung authentisch?
- Sind alle ihre Ausführungen verständlich gewesen?
- Inwieweit ist es ihnen gelungen, ihre Aussagen (körper)sprachlich zu unterstreichen?
- Haben die InterpretInnen Ihre Botschaften überzeugend 'übergebracht'?
- Haben Sie dabei unterschiedliche Medien/Methoden eingesetzt?

## **nur für Gruppe 2: Würdigung der Phänomene**

- Standen die Phänomene immer im Mittelpunkt?
- Wurde das Unverwechselbare herausgestellt?
- Wurde etwas spannend enthüllt?
- Wie günstig war die Gruppe jeweils formiert?
- Waren alle Aussagen vor Ort gegenständlich fassbar?

## **nur für Gruppe 3: Integration der BesucherInnen**

- Waren immer alle BesucherInnen auf das Geschehen fixiert?
- Wurden sie zu eigenen Reaktionen herausgefordert?
- Wie oft sind sie zu Wort gekommen? Konnten sie aus ihrer Lebenswelt berichten?
- Konnten sie mit den Phänomenen eigene Erfahrungen machen?
- Haben die InterpretInnen Impulse aus der Gruppe aufgreifen können?

## **Nach dem Interpretationsgang findet eine Kritikrunde statt**

In der Auswertung wird erst die Gruppe, die Ihr begleitet habt, zu Wort kommen. Danach kommt Ihr zu Wort. Es wird positive und negative Kritik geben. Bitte baut Eure Kritik von den positiven Aspekten ausgehend auf!

Eure Kritik gibt Eure ganz persönlichen Eindrücke wieder; macht das deutlich. Seid offen. Übt Eure Kritik aber so, wie Ihr glaubt, dass es der/die Kritisierte am besten verträgt bzw. wie Ihr selbst kritisiert werden möchtet.

## Wir bereiten eine freie Interpretation vor

	<b>Aufgabenstellung</b>	<b>Anmerkungen</b>	<b>Zeitbedarf ca.</b>
1.	Notiert das vorgegebene <u>Themenfeld</u> und die vorgegebene <u>Haupt-Leitidee</u> .	Themenfeld und Haupt-Leitidee müssen sich in der Folge alle Phänomene unterordnen.	5 Minuten
2.	Sucht Euch ein eng begrenztes Gebiet ( $\emptyset$ max. 10 m) mit drei bis fünf geeigneten <u>Phänomenen</u> .	Die Gruppe soll die Formation ändern, aber keine längeren Strecken zurücklegen	20 Minuten
3.	Tauscht Euch kurz darüber aus, was die Phänomene aussagen.	Für jedes Phänomen braucht Ihr eine prägnante Leitidee.	10 Minuten

Arbeit in Zweiergruppen...

4.	Formuliert die nachgeordneten <u>Leitideen</u> zu den Phänomenen. Jede Leitidee bezieht sich unmittelbar auf das Phänomen.	Formuliert Eure Leitideen so, dass sie einen Brückenschlag von der Wirklichkeit der Phänomene zur Lebenswelt der BesucherInnen herausfordern und unter die Haut gehen.	10 Minuten
5.	Erarbeitet ⇒ drei wesentliche <u>Aussagen</u> ⇒ die Art, wie Ihr die Aussagen in 5-7 min. für BesucherInnen aktiv erfahrbar machen wollt ⇒ Verbindungen zur Lebenswelt der BesucherInnen ( <u>Trittsteine</u> ) ⇒ und geeignete <u>Formationen</u> . ⇒ Wählt mögliche <u>Hilfsmittel</u> aus.	Schreibt die Haupt-Leitidee deutlich oben auf Euer Blatt, damit Ihr sie im Auge behaltet.  Trifft Eure nachgeordnete Leitidee (zum Phänomen) das Besondere des Phänomens?  Führen Eure Aktivitäten eindeutig zu dieser Leitidee?	25 Minuten

...und wieder in der ganzen Gruppe

6.	Tauscht Euch kurz darüber aus, welche Funktion die einzelnen Phänomene im Verlauf Eurer Interpretation haben sollen.	Es ist günstig, wenn gleiche Aussagen an mehreren Phänomenen getroffen werden können (größere Auswahl).	5 Minuten
7.	Einigt Euch darauf, wer die Interpretation durchführt. Geht die Phänomene einzeln ab und macht EureN Interpreten/Interpretin fit.	Der/die InterpretIn soll „zwischen den Phänomenen tanzen“ können.	15 Minuten

Die Reihenfolge, in der die Phänomene präsentiert werden, ist nachrangig. Wichtig ist, dass ein Dialog in Gang kommt, und dass der/die InterpretIn die Phänomene dann präsentiert, wenn die nachgeordneten Leitideen aus dem Gespräch mit der Gruppe heraus zur Sprache kommen. Die freie Interpretation ist i. d. R. Ergebnis einer intensiven Beschäftigung mit den Phänomenen. Rechnet damit, dass der Versuch, sie in kurzer Zeit „zusammenzubauen“ auch schief gehen kann.



## Wir entwerfen einen Interpretationspfad

	<b>Aufgabenstellung</b>	<b>Anmerkungen</b>	<b>Zeitbedarf ca.</b>
1.	Geht die Route ab, die für Euren Pfad in Frage kommt. Einigt Euch auf ein <u>Themenfeld</u> .	Gibt es einen Geländeabschnitt, in dem der Naturraum die Pfadstruktur unterstützt?	10 Minuten
2.	Formuliert eine <u>Haupt-Leitidee</u> entsprechend den Phänomenen, die Ihr für geeignet haltet.	Formuliert Eure Leitideen so, dass sie einen Brückenschlag von der Wirklichkeit der Phänomene zur Lebenswelt der BesucherInnen herausfordern und unter die Haut gehen.  Nachgeordnete Leitideen haben immer einen Phänomenbezug.	5 Minuten
3.	Wählt – passend zur Haupt-Leitidee - vier <u>Phänomene</u> aus. Untersucht ihre <u>Botschaften</u> und skizziert ganz grob die vier nachgeordneten <u>Leitideen</u> .		15 Minuten

Arbeit in Zweiergruppen...

4.	Untersucht das Phänomen und sein Umfeld. Erarbeitet a) Eure Leitidee b) drei wesentliche <u>Aussagen</u> c) Verbindungen zur Lebenswelt der BesucherInnen d) die Art, Eure Aussagen zu enthüllen e) Möglichkeiten, die BesucherInnen zu aktivieren.	Schreibt Eure Haupt-Leitidee ganz groß auf eine Karteikarte, damit Ihr sie im Auge behaltet. Erinnert Euch an die Abfolge a) Provozieren b) Beziehungen herstellen c) Enthüllen. Überlegt Euch, wo Eure Tafel stehen könnte, und welche Form am ehesten geeignet ist. Denkt auch an den Aspekt der Barrierefreiheit.	30 Minuten
5.	Formuliert Euren Tafeltext. Wo stehen die BesucherInnen? Wie wollt Ihr die Tafel gestalten? Lässt sich ein überzeugendes Aktionselement daraus machen?	Nutzt zur Texterarbeitung wieder das Arbeitsblatt A5. Überträgt Text und Graphik dann auf den Karton (Abstand zum Rand umlaufend 2,5 cm)	25 Minuten
6.	Stellt Eure Tafel unter Verwendung des Ständers auf.		5 Minuten

...und wieder in der ganzen Gruppe

7.	Geht alle Stationen Eures Pfades gemeinsam ab.	Lest die Tafeln zunächst ohne Kommentar und diskutiert sie erst am Ende.	15 Minuten
8.	Überarbeitet Eure Tafeln – v. a. im Hinblick auf ihre Passfähigkeit.	Nutzt für die endgültige Gestaltung die Rückseite der Kartons.	15 Minuten

# Wir planen die Gestaltung eines Interpretationszentrums

„Vorplanung“ im Gelände:

	<b>Aufgabenstellung</b>	<b>Anmerkungen</b>	<b>Zeitbedarf ca.</b>
1.	Einigt Euch auf die <u>Phänomene</u> und formuliert eine übergreifende <u>Haupt-Leitidee</u> .	Formuliert Eure Leitidee so, dass sie einen Brückenschlag von der Wirklichkeit der Phänomene zur Lebenswelt der BesucherInnen herausfordert und unter die Haut geht.	10 Minuten
2.	Legt dann den genauen Ort fest, an dem Euer Zentrum stehen soll (Grundfläche max. 80 m <sup>2</sup> ).	Von wo aus lässt sich am besten ein Bezug zu den Phänomenen herstellen?	10 Minuten
3.	Formuliert die <u>Leitideen</u> zu den Phänomenen.	s. o.	10 Minuten
4.	Überlegt, wie die Gebäudestruktur der Haupt-Leitidee und den Phänomenen/Leitideen gerecht wird.	Fertigt dazu im Gelände Handskizzen an.	15 Minuten
5.	Nehmt Euer Gelände und Eure Phänomene mit der Digitalkamera photographisch auf.	Berücksichtigt die Perspektive der BesucherInnen und habt dabei schon Punkt 10 im Kopf.	15 Minuten

„Entwurfsplanung“ im Raum:

6.	Zeichnet einen Grundriss mit den Funktionsbereichen, den Zugängen, Fenstern, usw. im M 1:20.	5 cm = 1m Im Eingangsbereich wird 1m <sup>2</sup> pro BesucherIn benötigt!	30 Minuten
7.	Entwerft den Ausstellungsbereich, in dem Ihr an drei Phänomenen jeweils drei konkrete <u>Aussagen</u> festmacht.	Haltet den Flächenbedarf von 2 m <sup>2</sup> /BesucherIn ein und macht Euch Gedanken über Besucherfluss und Fluchtwege.	15 Minuten

„Ausführungsplanung“ in drei Kleingruppen im Raum:

8.	Entwickelt Gestaltungsideen und passende Interpretationselemente für die drei Bereiche.	Titel und Ideen sollen im Vordergrund stehen; fertigt präsentationsfähige Detailskizzen an.	45 Minuten
----	---	---	------------

Vorbereitung der Präsentation - wieder in Eurer gesamten Planungsgruppe im Raum:

9.	Macht Euren Vorschlag rund und bereitet eine überzeugende 10-min.-Präsentation vor.	Eine Präsentation muss kurz und prägnant sein! Ihr könnt allein oder im Team präsentieren.	45 Minuten
10.	Wählt die Elemente zur Visualisierung (Fotos für den Beamer, Graphiken für die Pinwand) aus.	Präsentationen sind besonders eindrucksvoll, wenn das Gesamtbild Schritt für Schritt entwickelt wird (Enthüllung!)	45 Minuten

## Wir entwickeln ein Tagesprogramm für eine Schulklasse

	<b>Aufgabenstellung</b>	<b>Zeitbedarf ca.</b>
1.	Geht das Gelände, das für Euer Programm in Frage kommt, mit den Augen eines Viertklässlers / einer Viertklässlerin ab.	25 Minuten
2.	Macht Euch im Gelände in Eurer Gruppe Gedanken darüber, welches Themenfeld ihr für diese <b>Zielgruppe</b> in etwa wählen möchtet.	5 Minuten
3.	Geht die Lehrpläne durch und prüft, wo Euer Thema in der Klassenstufe 4 verankert ist. Ändert es ggf. und legt die <b>Zielstellung</b> fest.	45 Minuten
4.	Bringt Eure Inhalte, die Aussagen der Lehrpläne und die Mission Eurer Einrichtung miteinander in Einklang und formuliert eine zugkräftige <b>Haupt-Leitidee</b> .	30 Minuten
5.	Macht Euch erste Gedanken zum zeitlichen, örtlichen und finanziellen Rahmen.	15 Minuten

bis hier: 2 Stunden

6.	Erarbeitet eine <b>Strukturhilfe</b> und überlegt, welche <b>Leitfigur</b> für Euer Programm stehen könnte, und was sie charakterisieren soll.	20 Minuten
7.	Wenn Ihr die Möglichkeit habt, in drei Gruppen zu arbeiten, welche Aufteilung bietet sich dann an?	10 Minuten
8.	Erarbeitet im Gelände fünf Anlaufpunkte zu fünf Aussagen - wahlweise für die gesamte Klasse oder für eine von drei Gruppen. Nach Möglichkeit sollen die Aussagen über konkrete Phänomene fassbar sein. Überlegt, welche <b>Motivationshilfen</b> und welche <b>Gedächtnisstützen</b> Ihr an den Punkten jeweils einsetzen wollt.	60 Minuten
9.	Macht Euch Gedanken über eine geschickte <b>Zusammenführung</b> .	20 Minuten
10.	Wie könnte die <b>Übertragung</b> der Inhalte in die Lebenswelt Eurer Zielgruppe aussehen?	10 Minuten

bis hier: 4 Stunden

11.	Was konntet Ihr im Programm nicht behandeln, und welche Themen legen die Lehrpläne für eine <b>Ausweitung</b> im Unterricht nahe. Skizziert konkrete Unterrichtsvorschläge.	30 Minuten
12.	Stellt Euer Ergebnis übersichtlich und kopierfähig zusammen und bereitet für die anderen Gruppen eine zehninütige Präsentation Eures Programms vor.	30 Minuten

bis hier: 5 Stunden

## Aufgabenstellung Hausarbeiten

# Eigenständige Erarbeitung eines Interpretationsgangs

Erarbeite einen Interpretationsgang, den Du für ein bunt gemischtes Freizeitpublikum in einem Dir vertrauten Gelände durchführen möchtest.

Der Interpretationsgang soll für etwa eine Stunde konzipiert sein und wenigstens fünf Anlaufpunkte beinhalten.

In Deinem Konzept benannt werden sollen:

Themenfeld und Hauptleitidee

Eröffnung der Themenlinie

Phänomen 1 mit zugehöriger Leitidee und drei unterstützenden Aussagen

Methoden der Integration der BesucherInnen und der Bearbeitung von Phänomen 1 (Trittsteine, Formationen, weitere Hilfsmittel)

Phänomen 2 mit zugehöriger Leitidee und drei unterstützenden Aussagen

Methoden der Integration der BesucherInnen und der Bearbeitung von Phänomen 2 (Trittsteine, Formationen, weitere Hilfsmittel)

Phänomen 3 mit zugehöriger Leitidee und drei unterstützenden Aussagen

Methoden der Integration der BesucherInnen und der Bearbeitung von Phänomen 3 (Trittsteine, Formationen, weitere Hilfsmittel)

Phänomen 4 mit zugehöriger Leitidee und drei unterstützenden Aussagen

Methoden der Integration der BesucherInnen und der Bearbeitung von Phänomen 4 (Trittsteine, Formationen, weitere Hilfsmittel)

Phänomen 5 mit zugehöriger Leitidee und drei unterstützenden Aussagen

Methoden der Integration der BesucherInnen und der Bearbeitung von Phänomen 5 (Trittsteine, Formationen, weitere Hilfsmittel)

Abschluss der Themenlinie

Darüber hinaus sollen

- ⇒ die Route mit Wegebeschaffenheit und Zeitangaben skizziert
- ⇒ ein Plakat entworfen und
- ⇒ mögliche Kooperationspartner benannt werden.

Deine Arbeit soll bis acht Tage vor dem nächsten Training per E-Mail in einer Datei an mail@interp.de gesandt werden.

# Eigenständige Erarbeitung einer Rolleninterpretation

Erarbeite eine historische Rolleninterpretation in der Ich-Form (First-Person-Interpretation), bei der Du die Gestalt, die Du darstellen möchtest, auch tatsächlich spielst.

Das bedeutet, dass Du bspw. bei Rückfragen aus dem Publikum nur auf der Grundlage des Kenntnisstands und mit der Ausdrucksweise der Gestalt, die Du darstellst, antworten darfst.

Du kannst sowohl eine historisch belegte als auch eine fiktive Gestalt wählen. Wenn Du eine historische Persönlichkeit wählst, musst Du bei Deiner Interpretation jedoch alle bekannten historischen Fakten zur Person beachten.

Die Interpretation soll auf insgesamt zehn Minuten ausgelegt sein.

Die schriftliche Ausarbeitung soll die folgenden zehn Punkte umfassen:

1. Benennung des Jahres und des Ortes, in/an dem Deine Interpretation spielt
2. Leitidee (Bitte beachte, dass die Leitidee als ein vollständiger Satz formuliert wird, der unter die Haut geht und eine Brücke in die Lebenswelt der BesucherInnen schlägt.)
3. Benennung der von Dir dargestellten Person mit einem kurzen Steckbrief (Geburtsdatum und Geburtsort, Beruf, Familienstand,...) und einer kurzen Beschreibung ihrer Lebensgeschichte (ggf. fiktiv)
4. Eingrenzung und Kurzbeschreibung der historischen Epoche
5. Historisch korrekte Charakterisierung der dargestellten Person
6. Anmerkungen zu Haltung und Ausdrucksweise der Person (hier geht es um die Art, wie sich die Person auf der Grundlage ihres Ranges und ihrer (Er)kenntnisse verhalten haben mag - nicht um die tatsächliche Verwendung der Muttersprache)
7. Beschreibung der Kleidung und der Ausstattung mit wissenschaftlichen Belegen (archäologische Befunde, schriftliche Primärquellen)
8. Benennung von drei zu verwendenden Trittsteinen in die Lebenswelt des Publikums
9. Benennung von drei offenen Fragen zur verbalen Einbeziehung der BesucherInnen
10. Benennung von drei weiteren Möglichkeiten zur aktiven Einbeziehung

Entwerfe abschließend ein Plakat (DINA4), mit dem Du für Deine Darstellung wirbst und stelle es Deiner Arbeit (ebenfalls DINA4) voran.

Deine Arbeit soll bis acht Tage vor dem nächsten Training per E-Mail in einer Datei an mail@interp.de gesandt werden.

# Eigenständige Erarbeitung einer Interpretationstafel

Erarbeite zu einem Natur- oder Kulturphänomen Deiner Wahl eine Interpretationstafel, die aus max. fünf Elementen besteht, davon wenigstens einem Titel, einem Text- und einem Graphikelement. Der Text soll insgesamt nicht mehr als 100 Wörter umfassen.

oder

Überarbeite eine bestehende Tafel, die die Kriterien der Natur- oder Kulturinterpretation eindeutig nicht erfüllt, entsprechend den o. g. Vorgaben.

Die Tafel soll allen im Kurshandbuch beschriebenen Kriterien Rechnung tragen (s. S. 35 bis 45 und Anlage VII).

Fotografiere Dein Phänomen (und ggf. die von Dir überarbeitete Tafel), und erstelle mit dem Bild und einem Text eine Dokumentation (max. eine DIN A4-Seite), mit der Du beschreibst, was Du warum getan hast.

Die Dokumentation soll Angaben enthalten zu

- ⇒ Leitidee
- ⇒ Standort
- ⇒ Tafelständer
- ⇒ Tafelform
- ⇒ Material
- ⇒ Schrifttyp, -größe und -farbe

Für Format und Größe der Tafel gibt es keine Vorgabe.

Deine Arbeit soll bis acht Tage vor dem nächsten Training per E-Mail in einer Datei an [mail@interp.de](mailto:mail@interp.de) gesandt werden.

## Literatur

# Literaturliste

- AMBROSE, GAVIN / HARRIS, PAUL: **Graphikdesign**  
Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek (2004)
- ARISTOTELES: **Die Nikomachische Ethik**  
Deutscher Taschenbuch Verlag, München (1998)
- BAROWSKI, MIKE: **Textgestaltung**  
Cornelsen Verlag, Berlin (1997)
- BEECHEL, JACQUE: **Interpretation for Handicapped Persons**  
US National Park Service, Seattle (1975)
- BERKEL, KARL: **Konflikttraining**  
Sauer-Verlag, Heiudelberg (2002)
- BESEMER, CHRISTOPH: **Mediation - Vermittlung in Konflikten**  
Werkstatt für Gewaltfreie Aktion, Freiburg (1995)
- BRAUN, GERHARD: **Grundlagen der visuellen Kommunikation**  
F. Bruckmann KG, München (1987)
- BROCHU, LISA: **Interpretive Planning**  
interpPress, Fort Collins (2003)
- BROCHU, LISA / MERRIMAN, TIM: **Personal Interpretation**  
interpPress, Fort Collins (2002)
- BUZAN, TONY / BUZAN, BERRY: **Das Mind-Map-Buch**  
verlag moderne industrie, Landsberg (2002)
- CARTER, JAMES (Hrsg.): **A Sense of Place – An Interpretive Planning Handbook**  
Tourism and Environment Initiative, Inverness (1997)
- COLQUHOUN, FIONA (Hrsg.): **Interpretation Handbook and Standard**  
Department of Conservation New Zealand, Wellington (2005)
- CORNELL, JOSEPH: **Mit Freude die Natur erleben**  
Verlag an der Ruhr, Mülheim (1991)
- CORNELL, JOSEPH: **Mit Kindern die Natur erleben**  
Ahorn Verlag, Prien (1990)
- CSIKSZENTMIHALYI, MIHALY: **Flow: Das Geheimnis des Glücks**  
Klett-Cotta, Stuttgart (1995)
- DAWID, EVELYN / SCHLESINGER, ROBERT (Hrsg.): **Texte in Museen und Ausstellungen**  
transcript Verlag, Bielefeld (2002)
- DE HAAN, GERHARD / HARENBERG, DOROTHEE: **Bildung für eine nachhaltige Entwicklung**  
Materialien zur Bildungsplanung und Forschungsförderung Heft 72, BLK, Bonn (1999)
- EBERS, SYBILL et al.: **Vom Lehrpfad zum Erlebnispfad**  
NZH Verlag, Wetzlar (1998)
- EHLERS, MANFRED et al.: **Edition 2000** (Katalog)  
Gesellschaft Öffentlichkeitsarbeit für Natur- und Umweltschutz, Eddigehausen (2000)
- FALLER, K. / KERNTKE, W. / WACKMANN, M.: **Konflikte selber lösen**  
Verlag an der Ruhr, Mülheim (1995)

- FIELDFARE TRUST: **Countryside for All – Interpretation Guidelines**  
British Telecommunications, Sheffield (o. J.)
- FRIES, CHRISTIAN: **Mediengestaltung**  
Carl Hanser Verlag, München (2002)
- GAHSCHKE, JAN: **Handbuch für Schutzgebietsbetreuer**  
Bundesverband Naturwacht, Clausthal-Zellerfeld (1997)
- GEKELER, HANS: **Handbuch der Farbe**  
DuMont Literatur und Kunst Verlag, Köln (2003)
- GERICKE, FRITZ / KNÖR, ALENA: **Rollen- und Planspiele in der Umweltbildung** in:  
WESSEL, JOHANNES / GESING, HARALD: **Spielend die Umwelt entdecken**  
Hermann Luchterhand Verlag, Berlin (1995)
- GRINDER, ALISON / MCCOY, SUE: **The Good Guide**  
Ironwood Publishing, Scottsdale (1985)
- GROSS, MICHAEL / ZIMMERMAN, RONALD: **Interpretive Centers**  
University of Wisconsin, Stevens Point (2002)
- GROSS, MICHAEL et al.: **Signs, Trails, and Wayside Exhibits**  
University of Wisconsin, Stevens Point (2006)
- HAM, SAM: **Environmental Interpretation**  
North American Press, Golden (1992)
- HEIDEN, H.-GÜNTER / ARNADE, SIGRID: **Naturerlebnis „Küste“ für alle!**  
agit-Druck, Berlin (1999)
- HELLER, EVA: **Wie Farben wirken**  
Büchergilde Gutenberg, Bad Homburg (1991)
- HELWIG, PAUL: **Charakterologie**  
Ernst Klett Verlag, Stuttgart (1965)
- HERTLEIN, MARGIT: **Mind Mapping**  
Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek (1997)
- HONERMANN, GUDRUN: **Umweltinterpretation in den USA**  
Haag + Herchen Verlag, Frankfurt am Main (1993)
- JANSSEN, WILLFRIED: **Naturerleben im Watt** in:  
HAHNE, ULF (Hrsg.): **Flensburger Regionale Studien 3 / Natur im Watt erleben**  
Deutscher Grenzverein, Flensburg (1990)
- JOB, HUBERT et al.: **Informations- und Öffentlichkeitsarbeit in Natur und Landschaft**  
Informationszentrum Naturpark Altmühltal, Eichstätt (1993)
- JUNG, HOLGER / VON MATT, JEAN-REMY: **Momentum – die Kraft, die Werbung heute braucht**  
Klingenberg Buchkunst, Leipzig (2002)
- KEATING, MICHAEL: **Agenda für eine nachhaltige Entwicklung**  
Centre for Our Common Future, Genf (1993)
- KNOLL, JÖRG: **Kurs- und Seminarmethoden**  
Beltz Verlag, Weinheim (1993)

- KOREN, LEONARD / MECKLER, WIPPO: **Graphic Design Cookbook**  
Chronicle Books, San Francisco (1989)
- KRAUSE, JIM: **index idee – Graphische Effekte und typographische Umsetzung**  
mitp-Verlag, Bonn (2003)
- KUEHN, DIANE: **Developing Interpretive Signs for Visitors**  
State University of New York, New York (1993)
- LANG, CHRISTIAN / STARK, WERNER: **Schritt für Schritt NaturErleben**  
Forum Umweltbildung, Wien (2000)
- LEBENSILFHE WITTMUND (HRSG.) et al.: **Natur für alle – Planungshilfen Barrierefreiheit**  
agit-Druck, Berlin (2002)
- LEWIS, WILLIAM: **Interpreting for Park Visitors**  
Eastern Acorn Press (1995)
- LIDWELL, WILLIAM / HOLDEN, KRITINA / BUTLER, JILL: **Design**  
Stiebner Verlag, München (2004)
- LOSKE, REINHARD / BLEISCHWITZ, RAIMUND: **Zukunftsfähiges Deutschland**  
Birkhäuser Verlag, Basel (1996)
- MASLOW, ABRAHAM: **Motivation und Persönlichkeit**  
Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek (1994)
- MASLOW, ABRAHAM: **Psychologie des Seins**  
Kindler Verlag, München (1982)
- MEHLHOSE, ANTJE / PFEIFFER, ERWIN et al.: **Barrierefreier Tourismus für alle**  
Allgemeiner Deutscher Automobilclub, München (2003)
- MIKUNDA, CHRISTIAN: **Der verbotene Ort**  
ECON Verlag, Düsseldorf (1996)
- RANDA-CAMPANI, SIGRID (Hrsg.): **Wunderbare WerbeWelten**  
Edition Braus, Heidelberg (2001)
- NEAL, ARMINTA: **Help for the Small Museum**  
Pruett Publishing Company, Boulder (1987)
- NUTZ, MICHAELA: **Lehr-, Lern- und Erlebnispfade zur Umweltbildung**  
Reinhold Krämer Verlag, Hamburg (2003)
- PASCHKOWSKI, ASTRID et al.: **Rahmenkonzept Umweltbildung in Großschutzgebieten**  
WWF-Naturschutzstelle Ost, Potsdam (1996)
- PIAGET, JEAN: **Psychologie der Intelligenz**  
Rascher-Verlag, Zürich (1967)
- PRO NATUR: **Besucherleit- und -informationssystem für deutsche Nationalparke**  
Föderation der Natur- und Nationalparke Deutschlands, Grafenau (1995)
- REGNIER, KATHLEEN et al.: **The Interpreter's Guidebook**  
University of Wisconsin, Stevens Point (1994)

- RICO, GABRIELE: **Garantiert schreiben lernen**  
Rowohlt Verlag, Reinbek (1984)
- SCHNEIDER, WOLF: **Deutsch fürs Leben**  
Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg (1994)
- SCHULZ VON THUN, FRIEDEMANN: **Miteinander reden 1**  
Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg (1994)
- SCHWARZ, GERHARD: **Konfliktmanagement**  
Gabler, Wiesbaden (1990)
- SERRELL, BEVERLY: **Exhibit Labels**  
AltaMira Press, Walnut Creek (1996)
- SHARPE, GRANT: **Interpreting the Environment**  
John Wiley & Sons Inc., New York (1976)
- TILDEN, FREEMAN: **Interpreting Our Heritage**  
The University of North Carolina Press, Chapel Hill (1977)
- TROMMER, GERHARD (Hrsg.): **Natur wahrnehmen mit der Rucksackschule**  
Westermann Schulbuchverlag, Braunschweig (1991)
- US NATIONAL PARK SERVICE (Hrsg.): **Wayside Exhibit Guidelines**  
Interpretive Design Center, Harpers Ferry (1997)
- US NATIONAL PARK SERVICE (Hrsg.): **Wayside Exhibits – Users Guide**  
Interpretive Design Center, Harpers Ferry (1997)
- US NATIONAL PARK SERVICE (Hrsg.): **Site Bulletins**  
Division of Publications, Washington (1982)
- US NATIONAL PARK SERVICE (Hrsg.): **Unigrid**  
Division of Publications, Washington (1985)
- VAN MATRE, STEVE: **Earth Education – Ein Neuanfang**  
The Institute for Earth Education, Lüneburg (1998)
- VESTER, FREDERIC: **Denken, Lernen, Vergessen**  
Deutscher Taschenbuch Verlag, München (1991)
- VEVERKA, JOHN: **Interpretive Master Planning**  
Falcon Press, Helena (1994)
- VIGUE, JORDI: **Bildgestaltung**  
Parramón Ediciones, Barcelona (1993)
- VOPEL, KLAUS: **Kreative Konfliktlösung**  
Iskopress, Salzhausen (2002)
- WATZLAWICK, PAUL: **Menschliche Kommunikation**  
Huber Verlag, Bern (2000)
- ZEHR, JEFFREY et al.: **Creating Environmental Publications**  
University of Wisconsin, Stevens Point (1994)
- ZIMMER-PIETZ, HELGA: **Professionelles Texten**  
Wirtschaftsverlag Carl Ueberreuter, Wien (1998)

## Linkliste

National Association for Interpretation (USA)  
[www.interpnet.com](http://www.interpnet.com)

Interpretation Canada  
[www.interpcan.ca](http://www.interpcan.ca)

Interpretation Australia Association  
[www.interpretationaustralia.asn.au](http://www.interpretationaustralia.asn.au)

Europäisches Netzwerk für Natur- und Kulturinterpretation  
[www.interpret-europe.net](http://www.interpret-europe.net)

Association for Heritage Interpretation (UK)  
[www.heritageinterpretation.org.uk](http://www.heritageinterpretation.org.uk)

Scottish Interpretation Network  
[www.scotinterpnet.org.uk](http://www.scotinterpnet.org.uk)

Asociación para la Interpretación del Patrimonio (Spanien)  
[www.interpretaciondelpatrimonio.com](http://www.interpretaciondelpatrimonio.com)

Anlagen

# Definitionen von Natur- und Kulturinterpretation

*Interpretation is an educational activity  
which aims to reveal meanings and relationships  
through the use of original objects,  
by firsthand experience, and by illustrative media,  
rather than simply to communicate factual information.*

Interpretation ist ein Bildungsprozess, der - statt nur Faktenwissen weiterzugeben –  
Bedeutungen und Zusammenhänge enthüllen möchte  
und zwar unter Nutzung originaler Gegenstände,  
durch Erfahrungen aus erster Hand und mit veranschaulichenden Mitteln.

FREEMAN TILDEN, 1957

*Interpretation is a communication process  
designed to reveal meanings and relationships  
of our cultural and natural heritage  
to the public (visitors) through first-hand experiences  
with objects, artifacts, landscapes, or sites.*

Interpretation ist ein Kommunikationsprozess, der gestaltet wird,  
um der Öffentlichkeit (den Besuchern)  
die Bedeutungen und Zusammenhänge unseres Kultur- und Naturerbes  
durch Erfahrungen aus erster Hand  
mit Objekten, Kunsterzeugnissen, Landschaften oder Stätten zu enthüllen.

INTERPRETATION CANADA, 1976

*Interpretation is a communication process  
that forges emotional and intellectual connections  
between the interests of the audience, and the inherent meanings in the resource.*

Interpretation ist ein Kommunikationsprozess,  
der gefühlsmäßige und geistige Verbindungen herstellt zwischen  
den Interessen der Zuhörer und den den Gegenständen innewohnenden Bedeutungen.

NATIONAL ASSOCIATION FOR INTERPRETATION, 2000

# Die sechs Grundsätze der Interpretation

In seinem Buch „Interpreting Our Heritage“ formulierte FREEMAN TILDEN 1957 folgende „Principles of Interpretation“:

1. *Any interpretation that does not somehow relate what is being displayed or described to something within the personality or experience of the visitor will be sterile.*

Interpretation bleibt fruchtlos, wenn sie das, was präsentiert werden soll, nicht mit der Persönlichkeit oder den Erfahrungen des Besuchers in Beziehung setzt.

2. *Information, as such, is not interpretation. Interpretation is revelation based upon information. But they are entirely different things. However, all interpretation includes information.*

Interpretation und Information sind nicht das gleiche. Interpretation ist eine Form der Entdeckung, die allerdings immer auf Fakten beruht.

3. *Interpretation is an art, which combines many arts, whether the materials presented are scientific, historical or architectural. Any art is in some degree teachable.*

Interpretation ist eine Kunst, die verschiedene Fertigkeiten voraussetzt - ganz gleich, ob es um naturwissenschaftliche, historische oder andere Themen geht. Und jede Kunst ist bis zu einem gewissen Grad lehrbar.

4. *The chief aim of interpretation is not instruction, but provocation.*

Interpretation möchte den Besucher zu eigenem Denken und Handeln herausfordern; es geht nicht darum, ihn zu belehren.

5. *Interpretation should aim to present a whole rather than a part, and must address itself to the whole man rather than any phase.*

Interpretation vermittelt Ganzheiten, nicht Teile. Interpretation nimmt den Besucher dementsprechend auch als ganzen Menschen wahr.

6. *Interpretation addressed to children (say, up to the age of twelve) should not be a dilution of the presentation to adults, but should follow a fundamentally different approach. To be at its best it will require a separate program.*

Interpretation für Kinder bis zu einem Alter von etwa zwölf Jahren darf keine Abwandlung der Angebote für Erwachsene sein. Sie folgt einem grundlegend anderen Ansatz und erfordert ein eigenes Programm.

# Eigenschaften von Natur- und KulturinterpretInnen



1. Welches sind Deiner Meinung nach die drei wichtigsten Eigenschaften, die ein(e) Natur- und KulturinterpretIn haben sollte?

2. Bringe die folgenden 20 Eigenschaften in ihrer Bedeutung für Dich als Natur- und KulturinterpretIn durch Ziffern in den Kreisen in eine Reihenfolge!

Begeisterungsfähigkeit

Höflichkeit

Sinn für Humor

Auffassungsgabe

Ausdrucksfähigkeit

Zuverlässigkeit

Liebenswürdigkeit

Kritikfähigkeit

Anpassungsfähigkeit

Geduld

Durchsetzungsvermögen

Kontaktfreude

Entschlossenheit

Hilfsbereitschaft

Kompromissbereitschaft

Einfallsreichtum

Glaubwürdigkeit

Selbstvertrauen

Gefälliges Auftreten

Neugier

3. Wenn für Dich weitere Begriffe besonders wichtig sind, nenne sie hier!

# Hinweise zur Auswahl guter InterpretInnen

Seit dem frühen 20. Jh. haben die nordamerikanischen Park- und Freizeitorganisationen einige Anstrengungen unternommen, Informationen bereitzustellen und Fragen zu ihren Natur- und Kulturschätzen zu beantworten. Die meisten Anstöße dieser Bemühungen hatten ihren Ursprung in den US-Nationalparks.

Die ersten Interpreten wurden fast ausschließlich aus den Reihen der Naturwissenschaftler ausgewählt. Obwohl diese Auswahl immer noch weit verbreitet ist, basiert sie auf zwei umstrittenen Annahmen. Zum einen ist es zweifelhaft, ob Besucher vorrangig in einen Park kommen, um „gebildet“ zu werden. Zum zweiten besteht kein Zusammenhang zwischen Fähigkeiten in den Naturwissenschaften und der Fähigkeit zu kommunizieren; und wenn, dann könnte es auch ein negativer Zusammenhang sein. Kommunikation aber heißt das Spiel.

Damit Interpretation ihren Zielen der Sensibilisierung, des Bewusstseins, des Verständnisses, der Begeisterung und der Einführung in ihre Themen effektiv nachgehen kann, sind Fähigkeiten auf dem Gebiet der Kommunikation von allergrößter Bedeutung.

## **Persönliche Eigenschaften eines Interpreten**

Viel ist über die formelle Ausbildung von Interpreten gesagt und geschrieben worden; aber wenig Aufmerksamkeit wurde den grundlegenden Bausteinen gewidmet: den persönlichen Charaktereigenschaften des Interpreten. Obwohl FREEMAN TILDEN angedeutet hat, dass Interpretation in gewisser Weise eine lehrbare Kunst ist, bleibt die Tatsache bestehen, dass einige Menschen bereits Eigenschaften besitzen, die sie auf diesem Feld erfolgreicher machen als andere.

Interpretation kann das Umweltverhalten der Öffentlichkeit grundlegend beeinflussen. Deshalb sollten all jene, die Interpretation organisieren, diese Eigenschaften als Indizien für die Auswahl ihrer Interpreten im Hinterkopf behalten. Auch bei der Beratung von jungen Menschen, die eine akademische Laufbahn einschlagen wollen, sollten diese Anforderungen herausgestellt werden.

## **Idealismus**

Ganz oben in der Liste der wünschenswerten Eigenschaften eines Interpreten steht zweifelsohne sein Idealismus. Idealismus in Verbindung mit der Realität ist der „Stoff“, dessen Qualität Interpretation ausmacht. Und wenngleich „für etwas zu brennen“ eine wenig eindeutige Bezeichnung für die Beschreibung einer persönlichen Eigenschaft zu sein scheint, sind in dieser Bezeichnung doch noch am ehesten die Qualitäten enthalten, die hier gemeint sind. „Nicht jeder kann sich für alles begeistern“, lässt sich da einwenden. Das mag sein; aber auch nicht jeder kann Interpret werden. Und wenn solche Mitarbeiter gesucht werden, die es können, muss auch die Zeit da sein, die auszuwählen, die diese Eigenschaft tatsächlich mitbringen.

Die folgenden Begriffe sollen die diffuse Bezeichnung „für etwas brennen“ greifbarer machen.

## **Begeisterung**

Der Begriff ist bereits gefallen. Begeisterung kann helfen, die Schwierigkeiten, die sich jedem in den Weg stellen, zu minimieren. Sie setzt Eifer und Schwung voraus, um zum erwünschten Ergebnis zu führen. Manchmal ist es möglich, ein Leuchten in den Augen des Gegenüber zu sehen, das die gesuchte Eigenschaft verrät. Locker lächelnd und Ideen entwickelnd, ist die begeisterte Person für gewöhnlich der „Selbstläufer“, der keine Aufsicht erfordert.

## **Sinn für Humor - und den rechten Blickwinkel**

Beides geht Hand in Hand. Nichts ist tödlicher als eine Person, die nie die Komik einer Situation begreift - außer wenn über ihn oder sie gelacht wird, und er oder sie das als Angriff auffasst. Der rechte Blickwinkel bewahrt davor, sich selbst nicht zu ernst zu nehmen. (Andere tun das auch nicht!)

Ein Sinn für beides - Humor und den rechten Blickwinkel - kann an Tagen, wenn nicht alles ganz glatt geht, und der Interpret überrannt wird von einer Menge gehetzter, unglücklicher Besucher mit vielfältigen Ansprüchen, eine große Hilfe sein. Die Unfähigkeit, den rechten Blickwinkel zu bewahren, kann dagegen leicht in ernsthaften Imagekrisen enden.

IVa

### **Ausdrucksfähigkeit**

Das bedeutet im wesentlichen, dass der Interpret fähig sein sollte, sich verständlich zu machen und Vorstellungen klar und ruhig, mit leicht verständlichen Sätzen und gefälligen Wortstellungen zu formulieren. Die Praxis wird diese Fähigkeit sicher fördern. Aber die Ansätze der Fähigkeit, gekonnt vorzutragen, sind schon feststellbar, bevor sie durch Erfahrung weiter ausgeformt werden.

Diese Eigenschaft ist besonders wichtig, weil sie einen starken Einfluss auf die Glaubwürdigkeit und das Image in der Öffentlichkeit hat.

### **Selbstvertrauen**

Selbstbewusste Menschen regen ihr Umfeld zu derselben Eigenschaft an. Sie müssen nicht an die Hand genommen und neuen Aufgaben entgegengeführt werden. Sie werden stattdessen das Neue als Herausforderung begreifen und generell eine Bereicherung sein, weil sie erfolgreich neue Projekte leiten können.

Ein Merkmal dieser Eigenschaft ist die Fähigkeit einer Person, Blickkontakt zu halten.

### **Wärme**

Fühlt man sich in der Gegenwart seines Gegenüber wohl, wenn man mit ihm spricht? Menschen mögen Menschen, die sie mögen. Eine warme Ausstrahlung bei Kontakten mit der Öffentlichkeit ist deshalb oft der ausschlaggebende Faktor für ein besucherfreundliches Image.

Es sollte im Gespräch spürbar sein, ob der Gegenüber gern mit Menschen arbeitet oder nicht.

### **Haltung**

Haltung setzt sich aus verschiedenen Eigenschaften wie Reife, Vertrauen und Wärme zusammen. Menschen mit der richtigen Haltung gehen leicht auf Fremde zu und vermitteln das Gefühl, dass sie sich und die Situation unter Kontrolle haben.

Haltung ist eine Eigenschaft, die mit der Erfahrung und dem Alter wächst.

### **Glaubwürdigkeit**

Vielleicht besser: die *Wahrnehmung* von Glaubwürdigkeit bezogen auf die Tatsache, dass einige Leute in ihrem Kommunikationsstil das Gefühl vermitteln, dass man ihnen glauben kann. Andere, die „den Mund aufmachen, ohne das Hirn einzuschalten“, tun das nicht. „Besserwisser“ versuchen, ihren Wissensmangel mit einem Wortschwall zu verdecken und damit zu beeindrucken. Das Ergebnis ist selten wünschenswert. Häufiges Stocken und Stolpern sowie die Überbeanspruchung von Worten wie „möglicherweise“, „vielleicht“, „eventuell“, „Ich nehme an“ oder „Wie sie wissen“ erschüttern das Vertrauen der Zuhörer und zerstören die Glaubwürdigkeit.

### **Gefälliges Auftreten**

Ein Komplex von Wahrnehmungen bzgl. der Charakteristik des Ausdrucks, der Bewegung und der Kleidung des Interpreten veranlasst den Besucher, sich in der Gegenwart der betreffenden Person wohl zu fühlen – oder auch nicht. Wir sind uns alle dessen bewusst, dass manche Menschen kein Wort verlieren müssen, um uns anzuziehen, während andere uns aus verschiedenen Gründen abstoßen.

Eine sorgfältige Beachtung des Bekleidungsstandards zusammen mit der körperlichen Erscheinung, dem Benehmen und persönlichen Eigenarten gibt eine genaue Einschätzung dessen, wie die Person auf andere wirkt.

Wenngleich nicht behauptet werden soll, dass dies eine erschöpfende Liste der persönlichen Eigenschaften ist, auf die bei der Einstellung eines Interpreten geachtet werden sollte, kann sie doch als allgemeine Leitlinie dienen. Es lassen sich sicher weitere, wichtige Eigenschaften finden.

aus: PAUL H. RISK in GRANT W. SHARPE  
Interpreting the Environment (S. 498/499)  
John Wiley & Sons, Inc., New York (1976)

unkommentiert ins Deutsche übertragen  
von THORSTEN LUDWIG  
(Bildungswerk interpretation, 1994)

# *Formen der Interpretation*

## *Interpretationselement Kurzinterpretation*

### *Interpretationspfad*

#### *Interpretationsgang*

- ⇒ verbindet mehrere Phänomene
- ⇒ hat eine Haupt-Leitidee und mehrere nachgeordnete Leitideen
- ⇒ folgt einer Themenlinie

- ⇒ ist an einen Ort gebunden
- ⇒ befasst sich mit nur einem Phänomen
- ⇒ hat nur eine Leitidee

## *Interpretationsraum Freie Interpretation*

- ⇒ bietet viele Phänomene und Leitideen an
- ⇒ überlässt dem Besucher die Auswahl
- ⇒ entfaltet sich unter einer Haupt-Leitidee in einem Themenkreis

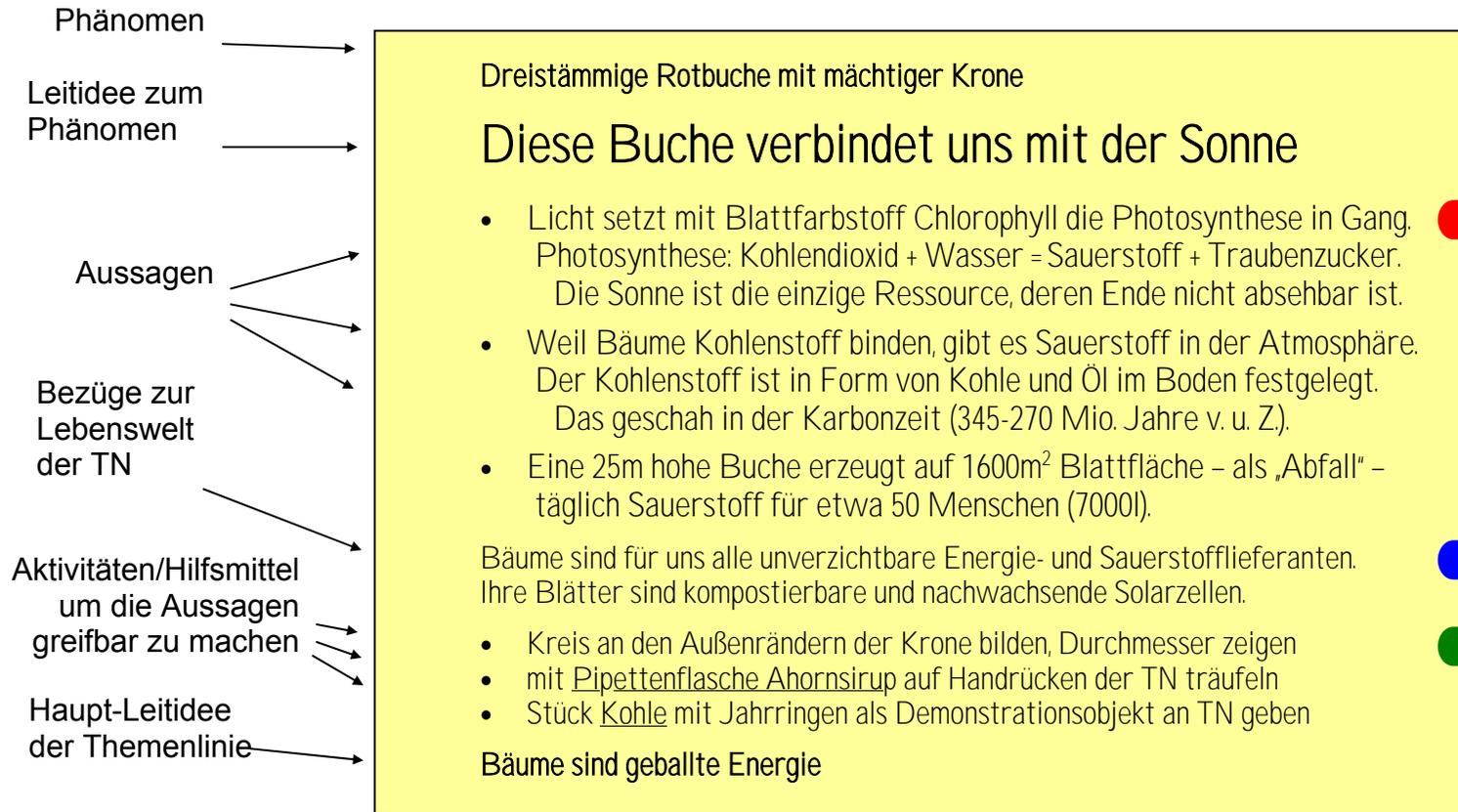
*schwarz: Mediale Formen*  
*grau: Personale Formen*

## Leitideen – Brücken in die Lebenswelt der BesucherInnen

Phänomen	Beispiel für eine zugkräftige Leitidee
Kiefernnsamen	In diesem winzigen Samenkorn ist ein großer Baum angelegt.
Ufersaum	Die Grenze bietet Lebenskünstlern viele Gestaltungsräume.
zerschlissenes Kleid	Das Kleid der alten Bäuerin hing niemals in einem Schrank.
alter Bahnhof	Die Eisenbahn öffnete den Menschen im Dorf eine neue Welt.
Galle auf Herbstblatt	Dieses Blatt birgt neues Leben.
Hochwasserspuren	Dieser Bach braucht Raum zum Atmen.
Limes-Wachtturm	Die Hälfte seines Lebens wartete der Legionär vergebens.
verwachsene Bäume	Diese drei Bäume müssen sich auf engem Raum arrangieren.
Windwurffläche	Diese Lichtinsel ist die Keimzelle des künftigen Waldes.
Buchenblätterdach	Jedes dieser Blätter füllt seinen eigenen Freiraum bestens aus.
Keimling im Stubben	Der alte Stubben gibt dem jungen Leben Nahrung und Schutz.
Eiche am Hang	Um am Hang zu bestehen, muss die Eiche gut verwurzelt sein.
Birke mit Knick	Diese Birke kann so schnell nichts umwerfen.
alte Sole	Die Salzquelle war in früherer Zeit wertvoller als eine Ölquelle.
Überwallungen	Überwundene Krisen prägen den Charakter dieser Fichte.
Kunstvoller Brotkorb	Der Korb besteht aus dem Holz vorm Haus - und viel Geschick.
Bergmannsvesper	Der Doseninhalt war für den Hauer ein lieber Gruß von Daheim.
Flechte	Pilz und Alge meistern ihr Leben gemeinschaftlich.
Buche im Schatten	Die Zeit dieser Buche wird noch kommen.
Sandsteinplatte	Wir stehen hier auf dem Grund eines alten Meeres.
Erle am Sumpfrand	Das sumpfige Reich der Erle ist von Mythen umwoben.
Parasolpilz	Das Wesentliche dieses Pilzes ist für die Augen unsichtbar.
Rupfung	Dieser Eichelhäher wurde abrupt aus dem Leben gerissen.

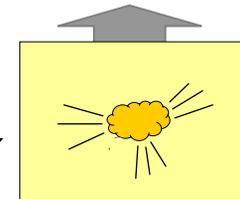
# Strukturieren eines Interpretationsgangs mit Hilfe von Themenkarten

1. Haupt-Leitidee der Themenlinie unten eintragen
2. vor Ort ein dazu passendes Phänomen auswählen
3. Leitidee zum Phänomen formulieren
4. Aussagen formulieren, die die Leitidee unterstützen
5. Bezug zu den TeilnehmerInnen deutlich machen
6. Aktivitäten erarbeiten und Hilfsmittel benennen



Klemmleiste (Phänomene und ihre Leitideen bleiben sichtbar)

Themenziehung
Nicht nur die Tanne hat Symbolkraft
Traditionelle auf einer Lichtung
Die Eiche prägt ihr Umfeld
Hoch aufliegender Fels als Bausatz
Wir stehen vor einer gewaltigen Pumpe
Frischschneide L. ins
Diese Linde hat eine sehr effektive Architektur
Bedrängte Birke im Hang
Die wachsende Birke ist Spannung ausgesetzt
Staubsaugerfuge im Hang
Wenige Faktoren lenken das Wachstum der Birke
Buchenkeimling
Aber auch eine Buche fängt mal klein an
Dreistämmige Rotbuche mit mächtiger Krone
Diese Buche verbindet uns mit der Sonne
Licht setzt mit Blattfarbstoff Chlorophyll die Photosynthese in Gang. Photosynthese: Kohlendioxid + Wasser = Sauerstoff + Traubenzucker. Die Sonne ist die einzige Ressource, deren Ende nicht absehbar ist. Weil Bäume Kohlenstoff binden, gibt es Sauerstoff in der Atmosphäre. Der Kohlenstoff ist in Form von Kohle und Öl im Boden festgelegt. Das geschah in der Karbonzeit (345-270 Mio. Jahre v. u. Z.). Eine 25m hohe Buche erzeugt auf 1600m <sup>2</sup> Blattfläche – als „Abfall“ – täglich Sauerstoff für etwa 50 Menschen (7000l). Bäume sind für uns alle unverzichtbare Energie- und Sauerstofflieferanten. Ihre Blätter sind kompostierbare und nachwachsende Solarzellen. Kreis an den Außenrändern der Krone bilden. Durchmesser zeigen mit <u>Pipettenflasche Ahornsirup</u> auf Handrücken der TN träufeln. Stück <u>Kohle</u> mit Jahrringen als Demonstrationsobjekt an TN geben. Bäume sind geballte Energie.



Mind-Map: Übersicht über die Struktur des Interpretationsgangs als abschließendes Deckblatt

## Beispiel für einen Tafeltext

Standardmodul aus dem Besucherleit- und -informationssystem  
für deutsche Großschutzgebiete (vgl. Pro Natur, 1995)

VIII

Tafelform: gerahmtes Einzelmodul als Pulttafel  
Tafelgröße: 470 x 230 x 26 mm (Modul ohne Rahmen)  
Material und Ausführung: EDV-gesteuerte Lasergravur auf Ahorn (Leimholz)  
Imprägnierung: leicht pigmentierter Klarlack seidenmatt (Bootslack)

**Können Sie unter Wasser laufen?**

Die Wasseramsel kann es!

Der spatzengroße Vogel mit weißer Brust  
sitzt gern auf den Steinen am Ufer.

Ab und an hüpfert er ins Wasser und  
sucht auf dem Bachgrund nach Insekten.

Hier, an der Kirnitzsch, fühlt sich die Wasseramsel wohl.  
Vielleicht entdecken Sie ja eine...



Der Titel/Text enthält eine Hauptaussage und vier Nebenaussagen zu Habitus/Habitat.

Anzahl der Zeichen:	250	
max. Zeilenlänge in Zeichen:	49	Vorgabe: max. 50
Anzahl der Sätze:	6	Vorgabe: mind. 4 (max. 15 Wörter/Satz)
Anzahl der Wörter im Titel:	5	Vorgabe: max. 10 (Lesezeit: 3 sec.*)
Anzahl der Wörter insgesamt:	50	Vorgabe: max. 100 (Lesezeit: 30 sec.*)
Lesbarkeitsindex (Z:W):	5,0	Vorgabe: < 6,0

Aufnahme in 3 sec. (statist. Ø)\*: [Bild] - ca. 1,5 sec.

Können Sie unter Wasser laufen? – ca. 1,5 sec.

Lesezeit insgesamt (statist. Ø)\*: 15 sec.

Herausforderung (Provoke): „Können Sie unter Wasser laufen?...“  
„...Vielleicht entdecken Sie ja eine...“

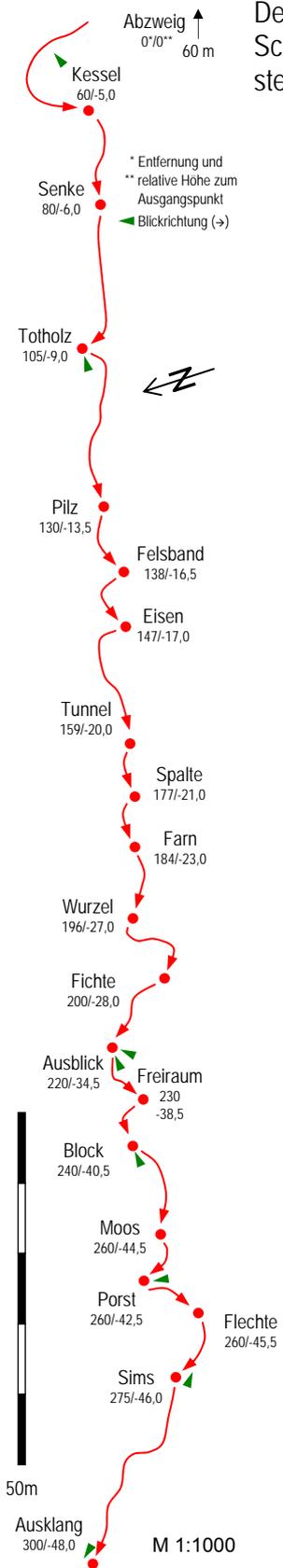
Bezug zum Besucher (Relate): „Können Sie unter Wasser laufen?...“  
„...Vielleicht entdecken Sie ja eine...“  
Auch die Wasseramsel fühlt sich hier wohl.

Enthüllung (Reveal): „...Die Wasseramsel kann es!...“  
„...Vielleicht entdecken Sie ja eine...“

\*bei linearer Aufnahme mit einer Lesegeschwindigkeit von 200 Wörtern pro Minute

# Interpretationspfad Waldschlucht

Der Pfad zum Thema "Wildnis" wurde im Jahr 2000 für den Nationalpark Sächsische Schweiz geplant, bislang aber noch nicht umgesetzt. Er soll durch eine enge Sandsteinschlucht führen und auf einer Länge von 300 m 20 Stationen verbinden.



Stationen	Leitideen der Themenlinie
1. Abzweig	Durch ein Stück wilde Natur begeben wir uns auf die <u>Reise zu uns selbst</u> .
2. Kessel	Im Einklang mit der Natur leben heißt, die <u>Balance</u> zwischen Geordnetem und Wildem finden.
3. Senke	Dazu müssen wir zunächst auch „Ungeordnetes“ <u>zulassen</u> können.
4. Totholz	Auf einen Blick zeigt uns die freie Natur einige ihrer grundlegenden <u>Muster</u> .
5. Pilz	Aber vieles, was uns hier draußen umgibt, bleibt von uns <u>unerkannt</u> .
6. Felsband	Einiges von dem, was in der Natur geschieht, liegt schlicht <u>jenseits unserer Sinne</u> .
7. Eisen	Anderes fasst unser Verstand nicht; wo Natur schöpferisch ist, hat oft der <u>Zufall</u> entschieden.
8. Tunnel	Auch welche <u>Wirkung</u> Natur auf uns hat, ist nicht immer eindeutig begründbar.
9. Spalte	Natur wird uns z. B. vertraut durch immer kleinräumigere <u>Wiederkehr des Selbstähnlichen</u> .
10. Farn	Nicht nur Landschaften, auch alle Lebensformen kennen dieses Prinzip der <u>Verzweigung</u> .
11. Wurzel	Dem Rhythmus von Werden und Vergehen folgend ist alles zudem in stetem <u>Wandel</u> begriffen.
12. Fichte	Wir können die Spuren des Zerfalls beiseite räumen - oder aber selbst <u>am Chaos wachsen</u> .
13. Ausblick	Wildnis in uns hineinzulassen kann uns helfen, uns neue <u>Perspektiven</u> zu öffnen.
14. Freiraum	Denn nur unerschlossene Freiräume tragen das <u>Potential</u> einer Entwicklung in sich.
15. Block	Vermeintlich lebensfeindliche <u>Grenzbereiche</u> rufen nach „(Über)lebensraumkünstlern“.
16. Moos	Mit Wildnis leben zu können heißt, sich entweder selbst eine <u>Heimat</u> in ihr zu schaffen,...
17. Porst	...oder es bedeutet – umgekehrt – dort einen Platz zu finden, der dem eigenen <u>Wesen</u> entspricht.
18. Flechte	Einen Ort lebensfreundlich zu gestalten, setzt oft eine gute <u>Zusammenarbeit</u> voraus.
19. Sims	Schon auf einer kleinen Fläche kann ein <u>Netzwerk</u> entstehen, in dem alle voneinander profitieren.
20. Ausklang	Auch wir sind Teil dieser freien Natur, und sie ist Teil von uns; Wildnisschutz ist somit auch ein Stück weit <u>Selbstschutz</u> .

# Informationsstelle Amselallbaude

Die kleine Informationsstelle mitten im Nationalpark Sächsische Schweiz wurde 1992 eröffnet.

**Leitidee:** Der Nationalpark Sächsische Schweiz schützt auf kleiner Fläche eine große Vielfalt veränderlicher Lebensräume (Nischen).

**Botschaften:** Sie haben sich durch eine zerklüftete Landschaft bewegt. Die Entfernung, die Sie in ihr zurückgelegt haben, ist relativ gering. Dennoch bietet ihr Strukturreichtum vielen Arten Lebensraum. Der Nationalpark schützt diese „Nischen“ – und ihre Dynamik. Im Jahreslauf ändern die Lebensräume ihren Charakter. So können Sie zu jeder Jahreszeit etwas anderes entdecken...



X

Abb. I

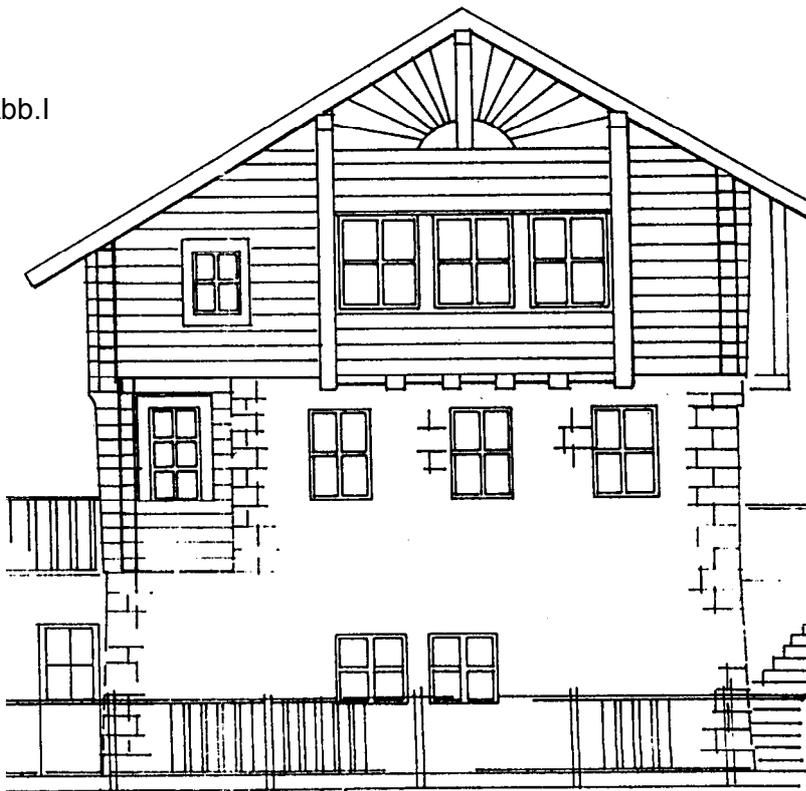


Abb. I

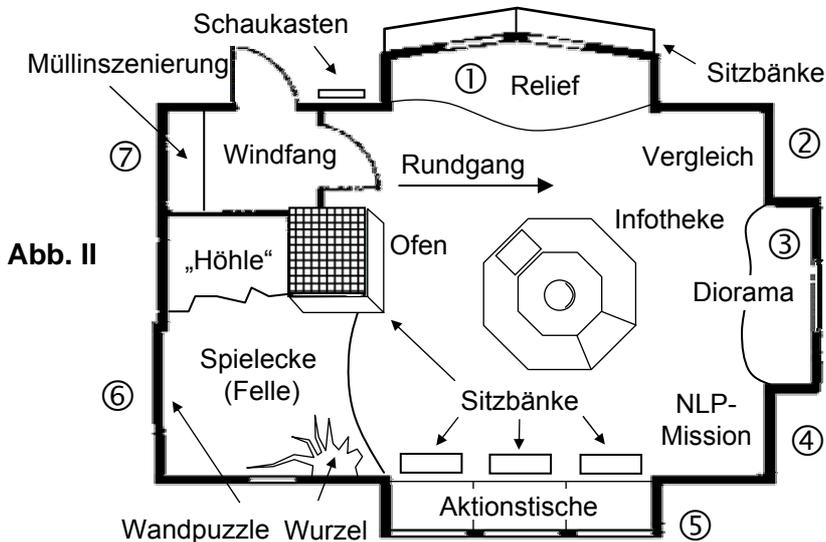
Dachgeschoss:  
Lagerraum  
Obergeschoss (s. Abb. II):  
Ausstellungsfläche (48 m<sup>2</sup>),  
„Raum mit Nischen“  
Erdgeschoss:  
Küche mit Imbiss und Terrasse  
Kellergeschoss:  
Toilettenräume

Abb. II

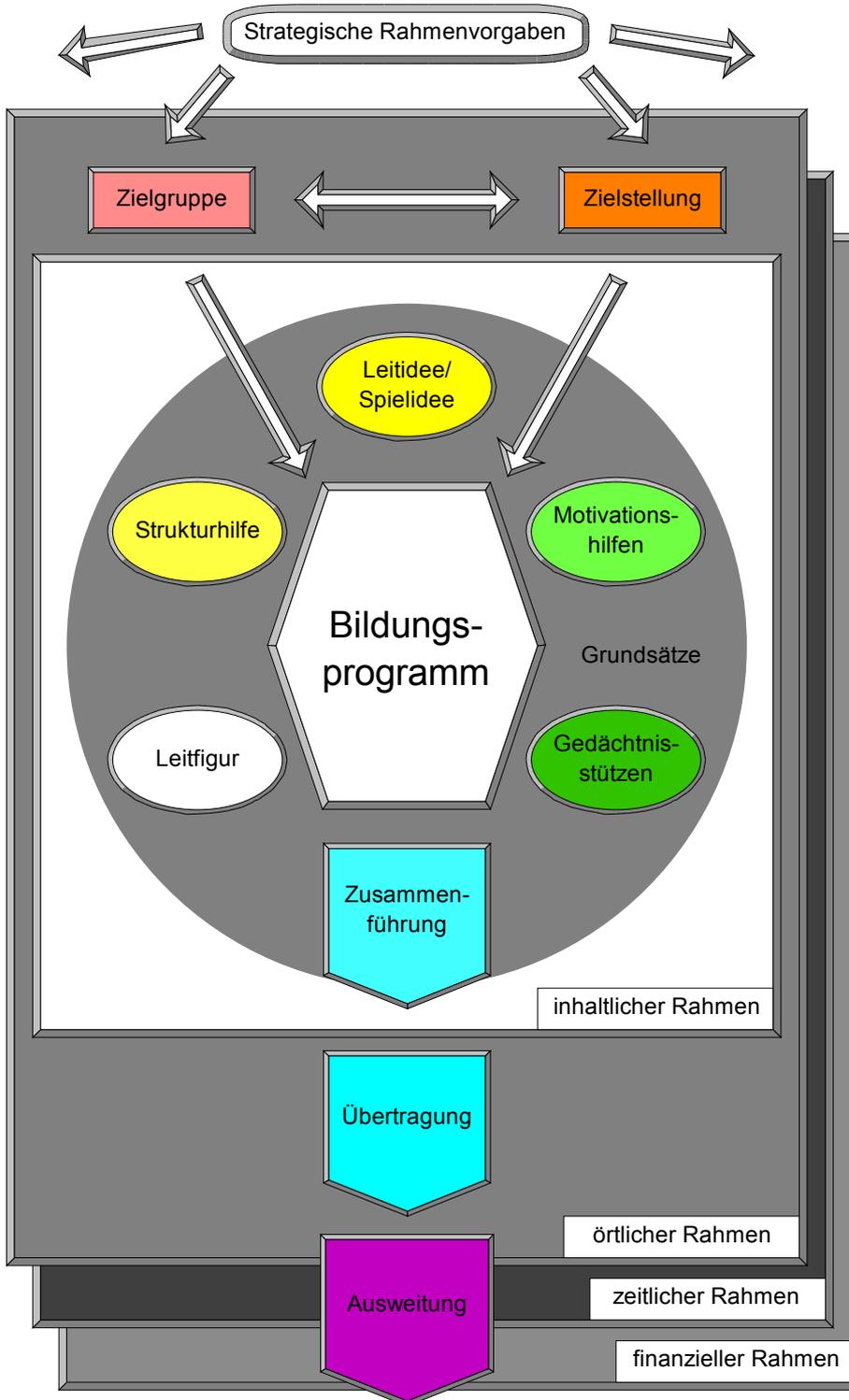
Erschließung im Uhrzeigersinn  
rund um die Infotheke

1. Das Relief zeigt das Rathener Gebiet als Teil des NLP.
2. Ein Vergleich (Leuchtkasten Berlin) zeigt die kleine Fläche.
3. Im Diorama werden die Nischen sichtbar (z. B. Brutplätze Uhu, Sperlingskauz).
4. Vor dem Hintergrund der Dynamik wird der Schutzzweck des NLP erläutert.
5. Vier Aquarelle in aufklappbaren Tischen zeigen jahreszeitliche Aspekte; die Tische bieten Interaktionsmaterialien (Zeichenmaterial, Riechgefäße, Binokular, Mikroskop, Vogelstimmen, Tierspuren) an.
6. In ein hölzernes Wandpuzzle können Tiere „eingenischt“ werden; der Boden der Spielecke ist mit Fellen bedeckt. Ein geschnittene Höhle lädt Kinder dazu ein, „hinter den Ofen zu kriechen“.
7. Die Müllecke hinter einer abgetönten Scheibe wird nur beleuchtet, wenn Besucher den Infobereich verlassen (Auslöser: Lichtschranke).

Verkehrsfläche Ausstellungsbereich (30 m<sup>2</sup>) für 15 BesucherInnen



# Entwicklung eines Bildungsprogramms



## Ideenbogen Bildungsprogramm

Rubrik	Farbe	Bsp.: Nationalpark erfahren	Ideen für ein eigenes Programm
Zielgruppe	Red	Kinder im Alter von 8 bis 9 Jahren (Jahrgangsstufe 3)	
Zielstellung	Light Red	Vermittlung des Kreislaufgedankens	
Leitidee (Spielidee)	Yellow	In der Natur reisen kleine Teilchen von einem zum anderen.	
Strukturhilfe	Light Yellow	Kreisstruktur (erzählende Darstellung v. Reiseetappen)	
Leitfigur	White	Mini-Mum (Elementarteilchen als Lederball mit Gesicht)	
Motivationshilfen	Light Green	Aktivitäten an den Stationen / Suche von Gegenständen	
Gedächtnisstützen	Bright Green	Gegenstände aus den Aktivitäten / große Puzzleteile	
Zusammenführung	Cyan	Verknüpfung voneinander unabhängiger Kreisläufe	
Übertragung	Blue	Gefangenschaft des Mini-Mum in Einwegverpackungen	
Ausweitung	Purple	Ankündigung mit Poster / vier Unterrichtsvorschläge	

# Spielerisch-tänzerische Liedgestaltung

Das *Lied vom kleinen Mini-Mum* ist Bestandteil des im Nationalpark Sächsische Schweiz seit 1992 durchgeführten Bildungsprogramms „Nationalpark erfahren“ (s. a. Anlage XI). Wie das Programm, so hat auch das Lied den Kreislauf zum Thema, mit dem sich die Kinder bereits in der Schule bei der Beschäftigung mit programmkonkreten Themenpostern und Arbeitsblättern vertraut gemacht haben.

Das Lied lässt sich im großen Kreis nachspielen. Während die Klasse den Kreis bildet, übernehmen einzelne Kinder die sechs Rollen

1. des Mini-Mum
2. des Baumes (Wurzel / Blatt)
3. der Raupe
4. des Igels
5. des Fuchses und
6. des Mistkäfers.

**In der ersten Strophe** sitzt das Mini-Mum im Kreis, die Wurzel „saugt es auf“. Das heißt, während des Sprechgesangs muss das Kind, das das Mini-Mum darstellt, zwischen den gegrätschten Beinen des Kindes, das den Baum darstellt, hindurchkriechen und sich an seine Schultern anhängen.

**Im Refrain** nehmen sich beide Kinder an den Händen und tanzen im Kreis; beim ersten Durchgang in die eine, beim zweiten in die andere Richtung. Die umstehenden Kinder klatschen dabei im Takt in die Hände.

**In der zweiten Strophe** frisst die Raupe das Blatt. „Baum“ und „Mini-Mum“ kriechen während des Sprechgesangs nacheinander zwischen den Beinen der „Raupe“ hindurch und hängen sich hinten an, so dass eine Kette entsteht.

Damit den Kindern genug Zeit bleibt, kann der Sprechgesang in dieser und in den folgenden Strophen für jedes hindurchkriechende Kind einmal angestimmt werden.

Im Refrain nehmen sich nun die drei Kinder an den Händen und tanzen wieder zum Klatschen der Umstehenden rechtsherum und linksherum im Kreis.

**In der dritten bis fünften Strophe** geschieht das gleiche wie in den ersten beiden Strophen. Die Kette besteht danach aus allen sechs Darstellern: dem Käfer, dem Fuchs, dem Igel, der Raupe, dem Baum und dem Mini-Mum.

**In der sechsten Strophe** trifft der Käfer auf die Wurzel. Das Mini-Mum ist wieder zu Hause. Der Kreis bildet sich nun schon während des Sprechgesangs und wird zwischen „Baum“ und „Käfer“ geschlossen, indem sich beide an der Hand nehmen, während das „Mini-Mum“ in die Mitte geht. Wichtig ist dabei, dass die Kinder den Kreis möglichst weit machen, um dem „Mini-Mum“ genug Raum zu lassen.

Im Refrain läuft nun das „Mini-Mum“ im Kreis jeweils in die entgegengesetzte Richtung wie „Käfer“, „Fuchs“, „Igel“, „Raupe“ und „Baum“.

Um diesen Kreis herum können sich zusätzlich alle Kinder an den Händen fassen und mit dem „Mini-Mum“ (d. h. gegen die Richtung des mittleren Kreises) ebenfalls im Kreis tanzen.

# Das Lied vom kleinen Mini-Mum

XIII  
b

C F G C F



Tief unter einer Wurzel mit Rinde drum herum, lebt froh ein frecher Purzel:

G C G<sub>7</sub> C D<sub>7</sub>



das kleine Mini-Mum. Da saugt die dumme Wurzel es eines Tages um !

Sprechgesang:

Rein und durch und rum bis zum kleinen Mini-Mum !

Refrain: C G<sub>7</sub> C G<sub>7</sub> C

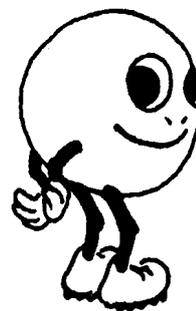


Was fegt so wild im Kreis herum, Kreis herum, Kreis herum,

G<sub>7</sub> C G G<sub>7</sub> C



was fegt so wild im Kreis herum ? Das kleine Mini-Mum.



2. Wie flitzt es da den Baum hoch bis in ein grünes Blatt,  
da sitzt 'ne dicke Raupe, die frisst sich daran satt.  
Kann sich schon kaum noch halten - vielleicht ein bisschen dumm !?
3. Schon bläst ein leichter Windstoß die Raupe in den Dreck.  
,Na also', meint der Igel und kriecht aus dem Versteck.  
Der freut sich nun ganz mächtig, schmatzt laut an ihr herum.
4. Es legt sich in die Sonne der Igel faul und rund,  
hört nicht die Füchsin kommen, die dreht den Stachelfund,  
und schon nach einer Weile hat sie den Igel rum.
5. Ei, so ein großes Festmahl, bald drückt's den Fuchs im Po -  
schnell hinter einen Baumstamm, denn er muss flugs aufs Klo.  
Das Häufchen sieht ein Käfer, hüpfte freudig drum herum.
6. An einer Kiefernwurzel gräbt sich der Käfer ein,  
wie jubelt da der Purzel: ,Endlich zu Hause sein !'  
Nach so 'ner langen Rundfahrt nimmt ihm das keiner krumm.

Text und Melodie: Thorsten Ludwig

# InterpretInnen für eine zukunftsfähige Entwicklung

## Gemeinsame Grundsätze

Um das Verständnis und die Einführung der Praxis zukunftsfähiger Entwicklung zu fördern, wenden qualifizierte Natur- und KulturinterpretInnen die elf folgenden Grundsätze an. Gelten die ersten sechs Grundsätze für Interpretation im Allgemeinen, so rücken die fünf darauf folgenden die Einflussmöglichkeiten in den Blick, die InterpretInnen insbesondere im Bezug auf eine zukunftsfähige Entwicklung haben.

Die Prinzipien einer qualitativ hochwertigen Interpretation anzuwenden, bedeutet:

1. eingehende Kenntnisse über das geschützte und zu interpretierende Natur- oder Kulturgebiet zu erlangen und genug Wissen zu erwerben, um ein breites Angebot an bedeutungsvollen Mitteilungen und fesselnden Geschichten aufbauen zu können.
2. eingehende Kenntnisse über das Publikum zu erlangen, die Sichtweisen, die Erfahrungen und das Wissen der einzelnen BesucherInnen kennen zu lernen und bei der Entwicklung der Interpretation die Vielfalt der BesucherInnen – einschließlich der unterschiedlichen kulturellen Hintergründe, Altersstufen und Geschlechter – zu berücksichtigen.
3. erfolgreiche Kommunikationsmethoden einzusetzen: klare Ziele zu formulieren, jedes Angebot um eine passende Hauptleitidee bzw. mehrere Leitideen herum zu entwickeln, bei der Planung alle Blickwinkel zu berücksichtigen und den Erfolg der eigenen Arbeit auszuwerten.
4. den BesucherInnen vielfach Gelegenheit zu geben, eigene Beziehungen zwischen den Mitteilungen und Erfahrungen der Interpretation einerseits und ihren Lebenswelten und Beweggründen andererseits herzustellen, sowie sie zu einer Reflexion ihrer Lebensstile anzuregen.
5. zu berücksichtigen, dass Handeln oft aus Begeisterung, Hingabe und Ergriffenheit erwächst.
6. die besonderen örtlichen Gegebenheiten einzusetzen, praktische Erfahrungen aus erster Hand zu ermöglichen und dabei mehrere Sinne einzubeziehen.

und im Bezug auf die Praxis zukunftsfähiger Entwicklung:

7. Nachhaltigkeitsprinzipien in die Interpretation aufzunehmen und mit den BesucherInnen praktische und realistische Handlungsmöglichkeiten zu entwickeln, die vor Ort anwendbar sind und zugleich umfassendere bis hin zu weltweiten Wechselwirkungen berücksichtigen.
8. sämtliche Gesichtspunkte von Interpretationen so zu planen, dass die Grundsätze zukunftsfähiger Entwicklung deutlich werden.
9. Materialien von Ausrüstungsfirmen zu verwenden, die durch verantwortungsvolles Handeln zeigen, dass sie eine zukunftsfähige Entwicklung unterstützen.
10. die Fähigkeit der Menschen zu stärken, sich in Entscheidungsprozesse im Bezug auf Lebensstile und Entwicklungen einzubringen.
11. eine aufrichtige, moralisch einwandfreie und eindeutige Einstellung zur Nachhaltigkeit zu zeigen.

## Zitate

XV

Ein Verkündiger der Natur zu sein,  
ist ein schönes und heiliges Amt...

Nicht der bloße Umfang und Zusammenhang der Kenntnisse,  
nicht die Gabe, diese Kenntnisse...  
an bekannte Begriffe und Erfahrungen anzuknüpfen  
und die... fremd klingenden Worte  
mit gewöhnlichen Ausdrücken zu vertauschen,

selbst nicht die Geschicklichkeit...,  
die Naturerscheinungen in...  
treffend beleuchtete Gemälde zu ordnen,

...alles dies macht noch nicht das echte Erfordernis  
eines Naturkündigers aus...

Wer in ihr alles sucht...  
der wird nur den für seinen Lehrer  
und für den Vertrauten der Natur erkennen,  
der mit Andacht und Glauben von ihr spricht...

NOVALIS

Man suche nur nichts hinter den Phänomenen,  
sie selbst sind die Lehre.

GOETHE

Schläft ein Lied in allen Dingen,  
die da träumen fort und fort.

Und die Welt hebt an zu singen,  
triffst Du nur das Zauberwort.

EICHENDORFF

Bäume sind Heiligtümer.

Wer mit ihnen zu sprechen, wer ihnen zuzuhören weiß,  
der erfährt die Wahrheit.

HESSE

Er kann, was nur wenige können.

Er kann einen Sommerabend und ein erfrischendes Schwimmbad  
und die schlafe Müdigkeit nach körperlicher Anstrengung  
nicht nur schildern – das wäre nicht schwer.

Aber er kann machen,  
dass uns heiß und kühl und müde ums Herz ist.

TUCHOLSKY ÜBER HESSE

Wenn Du ein Schiff bauen willst,  
so trommle nicht Männer zusammen, um Holz zu beschaffen, Werkzeuge vorzubereiten,  
Aufgaben zu vergeben und die Arbeit einzuteilen,  
sondern lehre die Männer die Sehnsucht  
nach dem weiten, endlosen Meer.

SAINT EXUPÉRY



